

Die Zukunft

Berausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Brüfte	309
Die Weltanschauung der Energetiker. Von Ludwig Stein	322
Internationaler Handel. Von Lebon	330
Kontinuität. Von Erwin Niebinger	334

Nachdruck verboten.

Er scheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
 Kommanditgesellschaft auf Aktien
Kapital: 5 Millionen Mark.
 Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,
 (1) eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen
 Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber
 völlig kostenfrei

9-1 Uhr.

SCHWARZBURG Beste Pension * * * *
 Großstädtischer Komfort
 Tennis, Schwimmbad * **Weisser Hirsch**
 Bürgerliche Preise * *

Hamburg. Hotel Esplanade.
 Appartements und Zimmer mit Bad.
 Carlton-Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus | **Grand Hotel Excelsior**
 Nollendorfplatz | Anhalter Bahnhof
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Alle Waffen sind  staatlich geprüft!
 Katalog & umsonst u. portofrei.
**Doppelflinten, Kal. 16 v. 22,25 M., Garten-
 blechbüchsen 15.- M., Drillinge, Kal. 16/9,3
 9l.- M., Scheibenbüchse, 34,50 M., Garten-
 teschings 4,80 M., Luftgewehre 3,75 M.,
 Revolver 3,20 M., Pistolen 1,20 M. an bis
 zu den feinsten Ausführungen.**
Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak
 Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

Hamburg. HAMBURGER HOF
 Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster
 Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.
Feine Französische Küche
 Gänzlich renoviert **Neue Direktion.**

M. Marx & Co. Foreign Bankers
 (An- und Verkauf von an der Londoner Börse gehandelten Wertpapieren.
 Auskünfte kostenfrei.)
London E. C. Telegraphic Address:
 Gresham House Old Broad Street. Offerendos, London.



Berlin, den 29. August 1908.

Kraxis.

Als im Bildiz die Niederlage der schriftlichen Mahalla gemeldet war, mag Abd ul Hamid lächelnd geseufzt haben: „Other men have ill luck too!“ Ob der stambuler Brand, der Tausende um ihr Obdach gebracht hat, die Musulmanen schon erkennen lehrt, wie gut der unumschränkt waltende Grohherrnwille sie schirmte, ist immerhin ungewiß; vielleicht meinen sie, daß die Feiertage konstitutionellen Lebens auch ohne die Freilassung des Höhlengefindels möglich war. Tubals Trost erhellet noch die trübste Stunde. Andere Leute haben auch Unglück. Dieser Abd ul Aziz, der, wo er sich als starken Mann zeigen mußte, ein schwächliches Kind schien, war gerade gegen den Grohherrn einmal fest geworden. Zwei Jahre und ein halbes ist's her. In Algieras wurde um die Hafenspolizei und um die Bank gestritten. Da schrieb Abd ul Hamid (nicht freiwillig, sagen die Franzosen, sondern, weil er vom Votschafster des Deutschen Kaisers gebeten war) an Abd ul Aziz; rieth ihm, die Vorschläge Deutschlands, das dem Islam so freundlich gesinnt sei, zu unterstützen. Der Brief, den ein Voté des Gesandten Rosen nach Bez befördert haben soll, ärgerte den Franzosenfreund Ven Sliman, der das internationale Geschäft des Scherifenreiches zu leiten hatte; und er ließ Abd ul Aziz antworten, Warroko habe mit dem Demanensultan gar nichts zu thun und müsse dessen Einwirkungversuch ablehnen. Jetzt bereut der Schwächling wohl den Entschluß zur Schroffheit. Am Ende muß er in einer vom Khalifen beherrschten Provinz Unterkunft suchen. Muley Hafid wird nicht so thöricht sein, dem Bruder Verchwörungsmöglichkeiten zu lassen. Auch er freilich den Padijschah nicht als Oberhaupt anerkennen; als Herrn stolzer Araber und Berbern nie einen Türken. Von dem Mann, der im Maghreb nun als Sultan endlich der Herrschaft

sicher scheint, weiß der Osten nicht viel mehr als der Westen. Die Französische Republik hatte mit ihm nicht gerechnet. Erst im dritten Selbbuch über die *Affaire du Maroc* taucht sein Name auf. Am vierten Mai 1907 meldet Herr Regnault, Frankreichs Vertreter in Tanger, dem Minister Pichon: „Unsere Agenten in Mazagan und Casablanca haben aus Marrakesh die Nachricht erhalten, daß Muley Hafid von den Nachbarstämmen zum Sultan ausgerufen worden sei, seine Entscheidung aber noch aufgeschoben habe.“ (Marrakesh al Hamrah ist die zweite Hauptstadt, die der Europäer, wie den ganzen scheinlichen Machtbereich, Marokko nennt.) Zwei Tage danach: „Das Gerücht, Muley Hafid sei in Marrakesh zum Sultan ernannt worden, ist bis heute nicht bestätigt; vielleicht ist es dadurch entstanden, daß einzelne Stämme gemeinsam an Muley Hafid geschrieben haben. In diesem Schreiben erklären sie: Abd ul Aziz wird von uns nicht mehr als Souverain anerkannt; die Einsetzung des neuen Gouverneurs von Marrakesh und die Verfolgung der Männer, die den Doktor Rauchamp getötet haben, werden wir mit Gewalt hindern; alle Franzosen müssen aus Marrakesh vertrieben werden. Die Sache könnte ernst werden, wenn, wie von verschiedenen Seiten behauptet wird, auch nur der ziemlich starke Stamm der Rahamna sich zur Rebellion entschloße. Seit der Sultan 1901 nach Marrakesh ging, hat dieser Stamm stets die Steuer geweigert; für Pferde und Waffen hat er vorgesorgt.“ Wieder zwei Tage später: „Die Rahamna haben Muley Hafid angezeigt, daß sie Marrakesh besetzen wollen; sie fordern die Zurückziehung der Wachen, die Freilassung der Gefangenen, die Verjagung aller Franzosen, denen eine Frist von zwei Wochen zur Erledigung ihrer Angelegenheiten gelassen werden soll. Die Europäer schicken ihre Frauen und Kinder fort. Muley Hafid soll sich verpflichtet haben, die Wachtposten zurückzuziehen und die Gefangenen freizulassen; die Vertreibung der Franzosen möchte er noch vertagen. Die Situation ist also ernst.“ Von El Limon findet den Gegenkultan noch nicht der Erwähnung werth. Doch die Absicht, in Marrakesh einen neuen Gouverneur einzusetzen, erweist sich, trotz der französischen Schutztruppe, als undurchführbar; und die Rahamna fordern, daß alle Europäer ohne Säumen die Stadt verlassen. Im Juli meldet der Geschäftsträger Graf Saint-Aulaire: „Im Süden scheint die Lage wieder unbecuem zu werden. Das Ansehen Muley Hafids nimmt zu; nach manchen Berichten halten der Sultan und seine Umgebung für wahrscheinlich, daß der Vicekönig von Marrakesh zum Sultan ernannt wird. Das könne sogar sehr bald geschehen. Abd ul Aziz hat zu wenig Geld, um die Hauptstadt verlassen und eine Mahalla aufbringen zu können. Muley Hafid soll über beträchtliche Summen

verfügen. Im Grunde ist er der Gefangene der Rahamna, die ihn bedrohen und ihm doch die Sultanswürde verheißen. Um dem ausdrücklichen Befehl des Maghzen zu gehorchen, hat er die zehn Gefangenen, die beschuldigt sind, den Doktor Rauchamp gemordet zu haben, an unseren Konsul in Mogador geschickt; ihm aber sagen lassen, daß er sie für unschuldig halte und, nur aus Freundschaft für Frankreich, durch die Auslieferung sein Ansehen aufs Spiel setze. Zugleich ließ er fragen, wie Frankreich sich verhalten werde, wenn sein Bruder den Thron verliere. Im Süden geht nämlich das Gerücht um, eine fremde Macht werde, unter Berufung auf die Algesirasakte, für Abd ul Aziz eintreten; nur diese Drohung, heißt's, habe bisher die Proklamation Muley Hafids gehindert. Dessen Aussichten werden dadurch verbessert, daß die Finanznoth des Sultans dem Maghzen im Süden nicht die kleinste militärische Machtentfaltung erlaubt." Doch in den nächsten Wochen wird der Prätendent nicht erwähnt; in Casablanca giebt's ja genug zu thun. Erst am vierundzwanzigsten August schreibt Graf Saint-Aulaire wieder: „Die Tragweite der Bewegung, deren Mittelpunkt Muley Hafid ist, läßt sich noch nicht genau bestimmen. Nach den Berichten, die unser Konsul in Mogador gesammelt hat, deren Quelle aber nicht angegeben ist, hat man diesen Menschen (co personnage) als den Vorkämpfer des Islam zum Sultan erwähnt. Mein deutscher Kollege (Herr von Langwerth) sagt mir, er habe die Proklamirung Muley Hafids durch einen Landsmann erfahren, der, weil er im Innern war, nicht mit den anderen Europäern Marrakesh verlassen konnte. Weder in noch bei der Stadt sei die Ruhe gestört worden.“ Auch ein Franzose sendet nun einen Bericht (der von Marrakesh über Mogador und Tanger an den Quai d'Orsay gelangt). „Muley Hafid hat die Verwandten, Gelehrte und viele andere Männer von Ansehen um sich versammelt. Muley Bubefer, ein Vetter des Sultans, nahm zuerst das Wort. „Ihr habt gehört, daß der Sultan uns den Christen verkauft hat, und wißt, wie sie in Casablanca gehaßt und was sie unseren Brüdern vom Schauia Stamm angethan haben.“ Muley Hafid, dessen Mutter diesem Stamm entsprossen war, fing zu weinen an; und Alle weinten mit ihm. Der Vetter fuhr fort: „Wir müssen unseren Brüdern helfen; sie aus der Hand der Feinde befreien, die morgen in Marrakesh thun können, was sie gestern in Casablanca thaten. Die Pflicht ruft drängend zum Heiligen Krieg. Dazu brauchen wir ein Haupt, einen Führer, einen Herrscher.“ Nachdem ein angesehener Scherif erklärt hatte, die Wahl des Herrschers sei der Gelehrten Sache, sprach Muley Hafid: „Nur Einem gebührt die Herrscherwürde. Einem, der schon Khalifa ist. Dem Sohn und Enkel der Sultane aus kaiserlichem

Haus. Dem weisen, gelehrten, tüchtigen Muley Hafid. Gott gebe ihm den Sieg!' Der Kaid El Madani el Glaui, der in dieser Handlung die Hauptrolle gespielt hatte, trat hervor und rief: ‚Gott schenke unserem Sultan Muley Hafid ein langes Leben!‘ Mit ihm warfen sich Alle auf die Erde und wiederholten den Ruf. Und Alle unterzeichneten das Schriftstück, das die Erwählung Muley Hafids verkündete. Der ließ, als am Freitag die Sonne sank, alle Gewölbe öffnen, in denen Waffen, Kleinodien, Zeltleinwand und ähnliche Dinge aufbewahrt worden waren. Sein ward nun Alles, was vorher dem Bruder gehört hatte; und ihm zur Ehre donnerten früh und spät die Kanonen. Ein Zehntel der Bevölkerung freut sich des Vorganges, weil er ihm Nutzen bringt; die neun anderen Zehntel sind unzufrieden und fürchten (besonders, seit sie hören, daß Abdul Aziz Bez verlassen wolle oder schon verlassen habe), Alles könne sich plötzlich ändern. Sonnabend empfing Muley Hafid die Israeliten, die ihm zwölf Bündel Musselin und Tuch brachten. Schon vorher waren die Araber mit Geschenken gekommen. Ihr Pascha schenkte drei schön geschmückte Regentinnen und überreichte als Gabe der Araber von Marrakesh Stoffe, Sättel, Zaumzeug und anderes Geräth. Auch aus Bez kam von den Arabern eine Spende. Als die Israeliten gegangen waren, rief Muley Hafid ihren Führer Jaak Corros zurück. Man fürchtete, er wolle ein Darlehen erzwingen; aber er sagte nur: ‚Wir werden uns der Juden annehmen.‘ Er saß auf dem Thron; rechts und links stand ein Kaid. Das Schauspiel erinnerte an die Zeit Muley Hafids (des Vaters der feindlichen Brüder). Der Werth der Geschenke wird auf achtzigtausend Duros geschätzt. In vierzehn Tagen wird Muley Hafid, wie es heißt, den Heiligen Krieg beginnen.* Allmählich muß man auch in Paris den Prätendenten ernst nehmen. Der Konsul in Mogador erhält die Weisung, sich nicht einzumischen, wenn nach der Ankunft eines von Muley Hafid ernannten Gouverneurs zu lokalen Händeln komme, und nur für ausreichenden Schutz der Fremden zu sorgen. Noch aber darf kein Schritt gethan werden, der als eine Anerkennung des Prätendenten zu deuten wäre. Saint-Aulaire weiß selbst nicht, was von dem neuen Mann zu erwarten ist. Die Depesche, die meldet, Muley Hafid habe den Behörden von Mazagan den Entschluß zum Heiligen Krieg angezeigt, erwähnt auch das in die Englische Gesandtschaft gelangte Gerücht, Hafid wolle sich mit Frankreich und mit den anderen Mächten verständigen; sicher ist einstweilen nur, daß er den bei Casablanca heimischen Stämmen verboten hat, die französischen Truppen anzugreifen. Trotzdem ist (endlich) die Gelegenheit einem Nachschub günstig: und Herr Pichon kündigt in einer Cirkulardepesche die Absicht, dem General Droude Ver-

stärkungen zu schicken, „weil man noch nicht wissen könne, wie Muley Hafid sich zu den Fremden stellen werde“. Deshalb wird auch unterjagt, die Waffen und Munition, die in den Zollschuppen von Mazagan als Sultanegut lagern, nach Marrakesh zu jenden; in Tanger sind sie besser aufgehoben. Am ersten September kann Saint-Aulaire berichten, Hafid habe in einem Rundschreiben die Thatlosigkeit und Ohnmacht seines Bruders gerügt und erklärt, Gottes Befehl rufe zum Heiligen Krieg gegen die Fremden. „Schwer vereinbare Nothwendigkeiten zwingen den Mann eben zu einer zweideutigen Haltung. Um die Macht zu erringen, muß er den Gefühlen der Stämme schmeicheln; um sich die Macht zu bewahren, muß er die Mächte schonen. Daß er stark genug wäre, um einen durch seine Worte bewirkten Ausbruch des Fremdenhasses zu dämpfen, ist nicht anzunehmen.“ Der Geschäftsträger glaubt noch an Abd ul Aziz, dem die Notabeln von Fez am neunundzwanzigsten Augusttag volles Vertrauen ausgesprochen und zugleich bescheinigt haben, daß jeder Thronwerber als Betrüger anzusehn sei. Clemenceau scheut den Verdacht, Frankreich wolle die durch den Thronstreit entstandene Unruhe ausnützen, und greift deshalb selbst ein, als der Generalgouverneur von Algerien einen Energieaufwand empfiehlt, den die bequemen Herren im Palais Bourbon vielleicht gefährlich fänden. Am zehnten September meldet Herr Regnault, daß beide Brüder nach Rabat marschiren wollen. Am dreizehnten erhält Portugals Gesandter, als Doyen des Diplomatischen Corps, einen Brief, worin Hafid seine Thronbesteigung anzeigt und die Beschließung der Hafenstadt Casablanca für eine völlig grundlose und beispiellose Verletzung des Völkerrechtsbrauches erklärt. Antwort verlangt er nicht. Kann aber in der Thatsache, daß die marokkanische Staatsbank auf Antrag der Franzosen seinem Bruder einen Reisevorschuß von einer Million bewilligt, immerhin eine deutliche Antwort finden. Auch Marokko ist, wie nach dem (von Montecuccoli citirten) Wort des Marschalls Trivulzio das Herzogthum Mailand, ohne Geld nicht zu erobern. Und im Herbst 1907 sind Hafids Kassen und Lager leer. Abd ul Aziz aber empfängt in Rabat den Gesandten Regnault und den General Lyautey und erklärt sich zur Erfüllung aller französischen Wünsche bereit. *L'or est une chimère?*

Geholfen hats nicht. Vielleicht wars zu wenig. Vielleicht hat die Hand des Bruders aus dem selben Quell geschöpft. Jetzt, fast sechzehn Monate nach dem Kürtag von Marrakesh, ist Muley Hafid Herr im Scherifenreich. Und wir hören, Frankreich habe eine schlimme Niederlage erlitten. Hörens nicht nur aus Deutschland. In einem der radikalen Regierung feindlichen pariser Blatt stand über der Meldung, Hafid sei in Tanger unter dem Jubel des Vol-

tes zum Sultan ausgerufen worden: *Triste fin de notre politique marocaine!* Der erfahrene Mann, der im Maghreb die Majestät der „Times“ vertritt, ist anderer Meinung. Abd ul Aziz, sagt er, war längst nur noch ein Schatten; Geld braucht der neue Mann auch und er kann, weil er Macht hat, die französische Subvention sicherer verzinsen als sein Vorgänger, der den Spendern stets nur mit werthlosen Worten dankte Möglich. Die französische Neutralität blieb im Papierbereich. Daß die Republik, trotz der Erklärung, sie dürfe und wolle sich nicht in den Thronstreit mischen, dem Sultan half und den Prätendenten bekämpfte, war deutlich erkennbar. So deutlich, daß man die Absicht merkte. Wer beim Kartenspiel und in politischen Handeln den Gegner ohne Beweis für einen Stümper hält, kommt leicht zu Schaden. Frankreich konnte, seit ihm von Berlin aus versprochen war, man werde „es da unten nicht mehr geniren“, im Bund mit einem Bruder den anderen vernichten. Daß Männer von dem Landverständnis der Zonnart, Regnault, Saint-Aulaire nicht zu solchem Entschluß riethen, muß einen Grund gehabt haben (der in Selbstbüchern natürlich nicht zu finden ist). Vor einem Jahr schon, als der stärkste Hassansproß seinen Getreuen den Heiligen Krieg predigen ließ, konnte man hier lesen: „Die Gefahr scheint ungeheuer. Ist vielleicht aber nicht so nah, wie sie scheint. Ein neuer Sultan braucht Geld und ist leicht zu lenken, wenn er die Goldsäckchenschlinge erst um den Hals hat. Sollte Frankreich von der Strömung nichts gewußt haben, die Hafid, den Protektor seines Rauchamp, ans Licht trug? Am Ende war der Muezzin, dessen Ruf ihn beim Ezan den Mauren nannte, gar das Werkzeug europäischer Klugheit. Mit zwei Sultanen läßt sich bequemer operiren als mit einem. Hez kann man mit Marrakesh, den Usurpator mit dem legitimen Herrn, Beide mit Bu Hamara und Kaisuli ängsten. Die Staatsmänner der Republik können für ihr Spiel noch keine dieser Figuren entbehren.“ Warum fies jetzt können, nach Edwards Besuch in Cronberg, bringt die Herbstsonne wohl noch an den Tag. Einerlei. Muley Abd ul Aziz ist amortisirt und kann, wie Lavagnas Muley, geh:n. Wie lange war er denn Frankreichs Sultan? Erst seit dem deutsch-französischen Abkommen vom acht- und zwanzigsten September 1905; seit Ven Sliman ihn überzeugt hatte, daß von Berlin nichts Wirkames zu erwarten sei. Vorher war er den Herren Algeriens ein recht unbequemer Nachbar gewesen. Das hastet nicht mehr im Gedächtniß. Auch nicht, daß er in der Krisenzeit unser Mann war: der „souveraine, unabhängige Sultan,“ für dessen „absolute Freiheit“ der Deutsche Kaiser eintreten wollte. Seine Niederlage könnte ein geschickter Franzos auch in unser Verlustkonto schreiben. Solche Kniffe ändern aber den greifbaren Geschäftsertrag nicht. Muley Hafid steht freilich vor einer heißen Aufgabe. Als Fremden-

feind haben die Schorfas und Marabuts ihn für den höchsten Sitz im Belad el Maghzen gekürt: und nun muß er um das Vertrauen der fremden Mächte werben. Wenn er nicht für gerechte Behandlung der Europäer bürgt, wird er nicht anerkannt; muß einstweilen wenigstens die Xenophobie also verbergen. Doch daran ist er gewöhnt. Im Juli 1907 ließ er den Vertretern der Republik sagen, er liefere die des Mordes Angeschuldigten, gegen den Willen seiner Anhänger, nur aus, um Frankreich seine Freundschaft zu beweisen. Im August 1908 ließ er Herrn Regnault fragen, ob Frankreich ihm, der für die Sicherheit der Fremden bürgt, gestatte, sich in Tanger zum Sultan ausrufen zu lassen. Der Schlaufkopf ist sich des rechten Weges wohl bewußt. Wird nicht so dumm sein, die Minister, wie der jüngere Bruder die Ba Achmed und Ben Sliman, als Fremdenknechte dem Volkshass preiszugeben; nicht im Harem, zwischen dreihundert Weibern, mit Kinetoskop und Kinderstubeneisenbahn die Zeit verträdeln. Er ähnelt dem Vater; gleicht nicht, wie der verzärtelte Sohn der schönen Tcherkessin, einem Frauenhaushüter. Ein bärtiger Krieger, aus dessen Blick die Baraka, der göttliche Funke, leuchtet. Der findet in dem zum großen Theil anarchischen Land genug zu thun; auch wenn er nicht den Versuch wagt, durch den Ruf zum Heiligen Krieg die Stämme zu einen. Dieser Krieg wäre heute nicht nur gegen eine Großmacht zu führen; weder Britanien mit seinen sechzig Millionen Mohammedanern noch irgendeine Macht, die in Afrika oder Asien mit Muslim zu rechnen hat, könnte müßig zusehen, wenn ein Zman, ein geweihter Führer, zur Dschihad rief. Das weiß Hafid; und die Noth der Zeit, in der sein Bruder von den Franzosen in Rabat, der Heiligen Stadt der Kaisergräber zu neuem Feldzug ausgestattet wurde, hat ihn die Wehrkraft europäischer Münze richtig einschätzen gelehrt. Dennoch kann er zum Mahdiwagniß gezwungen werden. 'Nostjimmer' kommt, wie 'in' den Tagen 'des' Völkstörckes, aus Afrika oft Ueberraschung. Die ist jetzt leichter als je vorher möglich. Wie von Behen zuckt im Riesensiebel des Islam. Die ganze Welt Mohammeds, vom Baikau bis zum Himalaja, vom Atlas bis zum Kilima Ndjcharo, scheint zu kreisen. Was will da werden? Schon heißt, nach dem europäischen Dönanenreich, auch Egypten Verfassung und Parlament. Durch Indiens verammelte Thore dringt, nur wenn die Wachen einander ablösen, ein Aechzen, wie von nächtigem Feld nach der Schlacht. In keinem musulmanischen Bezirk ist Ruhe. Eine Feuerflotte, die der Wind vom Rebellenherd Arabiens oder übers Meer herweht: und aus Nordafrika loht die Flamme auf, die das Raubrecht der Europäer verzehrt. „Niemals“, sprach Hafids Vater, „krümmt unser Volk sich ins Joch der Fremdherrschaft.“ Die weißen Eindringlinge wollen die Häfen besetzen, die Polizeigewalt an sich reißen, einen Schienenstrang durchs Sche-

rifenland legen, aus Brust und Flanken ihm das Blut pressen? Niemals darf Solches geschehen. Dagegen spricht Allahs Gebot, das der Prophet uns brachte; spricht fast noch lauter der irdische Vortheil der im Maghreb Mächtigen, die verarmen müßten, wenn sie die alte Kundenschaft nicht länger schagen dürften. Ist Muley Hafid der Meister der Schicksalsstunde? Der Fremdenhaß vermag den Reif zu schmieden, der die auseinanderstrebenden Stämme eint; nur er aus lojer Kultgemeinschaft einen Staat, eine Volkheit zu schaffen.

Auch wenn sein Auge die Erde schon beben sah, glaubt der Mensch nicht, so Ungeheures könne sich wiederholen. In Ost und West öffnet Gold die Thüren; und hat der Gott, der es wachsen ließ, nicht Knechte gewollt? Qui:quis habet nummos, *secura navigat aura*: die petronische Weisheit wird zwei Jahrtausende überdauern. Frankreich weiß, trotz Panama, Minenkrach, Rochette und anderen Bankbrüchen, nicht, wohin es mit seinem ersparten Geld soll, und kann sich Marokko was kosten lassen. Wenn es Lust dazu hat. Die fehlt aber; und noch ist Herrn Etienne und seinen Genossen vom Marokkomitee nicht gelungen, den Willen zur Expansion zu wecken. Braucht ein reiches Land mit unzulänglicher Bevölkerungsziffer denn Kolonien? In Paris und in den Provinzen hört man, besonders laut seit Wilhelms Landung in Tanger, die Frage. Der Franzose nährt sich in der Heimath beinahe mühelos und muß schon ein Tropf oder Lüdrian sein, wenn er als Bierziger nicht die Hände in den Schoß legen kann. Der reichste Boden, der stärkste Fremdenstrom; und eine Luxusindustrie, der unterbietende Konkurrenz nicht beizukommen vermag. Da bleibt Jeder gern zu Haus. Selbst unter den Europäern Algeriens haben die Franzosen nur eine schwache Mehrheit. Auch dauerts gar so lange, bis diese fernen Länder Ueberschüsse liefern. Um den Preis eines Krieges (Jerry und Delcassé habens erfahren) dünkt den französischen Philister die schönste Kolonie zu theuer erkauf. Das Handeln der Republik wird nur Dem verständlich, der weiß, daß dem Volk an Marokko nichts liegt. In Egypten handelte sichs um das Prestige. Das hat Delcassé aufgegeben und dafür den Satz eingehandelt: *Le Gouvernement de Sa Majesté Britannique reconnaît qu'il appartient à la France, notamment comme puissance limitrophe du Maroc sur une vaste étendue, de veiller à la tranquillité dans ce pays et de lui prêter son assistance pour toutes les réformes administratives, économiques, financières et militaires dont il a besoin.* Ein schlechtes Geschäft. Gar noch mit Deutschland sich um diesen Regen balgen? Nicht hundert Abgeordnete wären dafür zu haben; nachher wird man nicht wiedergewählt und verliert die Pfünde, die in jedem Jahr fünfzehntausend Francs eintrug. Wenn deutsche Unachtsamkeit nicht ein Feuerchen bewirkt, England die Gluth nicht geschürt

hätte, wäre es nie zu ernstem Konflikt gekommen. Erst als Sir Charles Hardinge Herrn Paul Cambon gesagt hat, im Foreign Office erwarte man von der pariser Regierung energische Maßregeln, wird der Rachezug nach Casablanca beschlossen. Als der deutsche Geschäftsträger dann für Mazagan französische Hilfe erbittet und Herr von Tschirschky erklärt, vor solchen Ereignissen fühle Deutschland sich mit Frankreich solidarisch, schwindet der letzte Sorgenrest. Casablanca ist ein Trümmerhaufe: und im berliner Auswärtigen Amt spricht der Staatssekretär zu dem Botschafter der Republik: „C'est excellent; soyez assuré que vous avez toutes nos sympathies.“ Leichter begreiflich ist schon, daß Sir Edward Grey die „energischen Maßregeln“ lobt. Jetzt kann King Edward dem Freund ohne Mittler raten. Da an seinem Frühstückstisch im marienbader Hotel Weimar die Herren Clemenceau und Schwolskij sitzen, ist Muße, über die Taktik zu reden, die für den Verkehr mit Muley Hasid tauglich scheint. Schroffheit oder gar offene Gewalt würde den Republikanern nicht behagen.

Mazokko war einem zähen Willen erreichbar; konnte gegen anständigen Entgelt den Franzosen überlassen werden. Heute? *Rien ne va plus.* Die Republik ließe es noch jetzt kaum auf einen Krieg ankommen; und ob das liberale englische Ministerium so schnell wie das konservative ein Trutzbündniß anböte, ist mindestens zweifelhaft. Doch wir hätten uns ins Unrecht gesetzt, würden mit den Verheißungen des Kanzlers und mit den Komplimenten des Staatssekretärs widerlegt und müssen in stiller Geduld (in die sich, statt die Germanophilie der Marokkaner zu preisen, auch die an den Scherifenhof beurlaubten Offiziere bequemen sollten) abwarten, was da werden will. Ob der Versuch, das Land des Maghzen von Algerien aus zu umklammern, rascheren Erfolg wirkt als der Küstenschrecken des vorigen Sommers und ob die uns feindliche Mehrheit der Signatarmächte den neuen Sultan, wie einst den alten, feierlich auf das durchlöcherte Papier der Algésirasakte verpflichten wird. Daß andere Leute auch Unglück haben, mag Orientalen ein Trost sein. Das Jubelgeschrei über die Schlappe, die der Sturz seines Sultans Frankreich gebracht haben soll, wäre, selbst wenn die Freude festeren Grund hätte, nicht deutsch. Ausdem Osten ist in dieser Zeit islamischer Wehen nichts für uns zu holen.

Aus dem Westen? Ein seltsames Spiel hat in den Hundstagen begonnen; ein Spiel, das trotz der südosteuropäischen Sensation, Zuschauer findet, weils die Entscheidung über eine Weltmeisterschaft bringen kann und die Vertreter der größten Handelsreiche Europas auf dem Sportplatz vereint. Ein paar Treffer und Fehler muß das Gedächtniß bewahren. Lord Cromer, der sich in Egypten als einen Organisator vom besten Britenschlag bewährt hat, entschleicht, ohne sichtbaren Grund, im Haus der Lords die Ueberzeugung, daß

ein europäischer Krieg nicht lange mehr zu vermeiden sein werde. Und kann dabei nur an einen anglo-deutschen Krieg um die Seeherrschaft denken. Das paßt dem klugen Sir Edward Grey nicht; dem schon über Reval und den anglo-russischen Bilanzentwurf zu viel geredet worden war. Niemand, sagt er, hat bei uns je an die Einkreisung, die Isolirung Deutschlands gedacht; keine unserer Alliancen und Ententen richtet ihre Spitze gegen dieses Reich, zu dem wir die besten Beziehungen zu haben wünschen. Sehr nett; nur hätte jeder kühle Erbe Palmerstons noch zwei Stunden vor der Mobilmachung just so gesprochen. Zwei jüngere Herren, Handelsminister und Schatzkanzler, strecken die Hand nach dem Vorber des *peacemaker*; Geste und Begleitrede zeigen einen Mangel an Zurückhaltung, an den englische Minister beider Parteien und nicht gewöhnt hatten. Herr Winston Churchill, der von der Unionistenfahne des Vaters gewichen ist, findet, zwischen Britanien und Deutschland gebe es nicht den einzigsten Anlaß zum Krieg; dieser Marlborough will also nicht ins Feld. Herr Lloyd George wagt sogar die Behauptung, England habe durch den hastigen Bau der Dreadnoughts das Deutsche Reich beunruhigt und brauche nicht gar so laut zu betonen, daß seine Flotte stets stärker sein müsse als die vereinte Seemacht Deutschlands und Frankreichs. Das genügt der Applausfucht der Schatzkanzlers noch nicht. Er bot, als ein munterer Freier, dem Kanalvetter eine *entente cordiale* an. „Zwei so große, zum Fortschritt entschlossene Nationen müssen sich verständigen. Wir, von Vereinigten Staaten, mit Frankreich und Preußen, sind wir einig; haben wir feste Verträge. Warum sollten wir Deutschland nicht mit in das Bündel nehmen?“ Selbst im Hörbereich eines Friedenskongresses eine ungewöhnliche Leistung. Die diesen Kongreß zu dem Antrag begeistert, die Regierung Seiner Majestät möge eine Konferenz der Großmächte berufen und dort die Beschränkung der Wehrmacht mittel vorschlagen. Noch nimmt man bei uns das Gerede nicht allzu ernst; glaubt, den Text und den Verfasser vom Haag her zu kennen. Da besucht der Onkel den Neffen: und am nächsten Tag (Eduard ist wieder nicht über Nacht geblieben) lesen wir, so fröhlich seien die Beiden noch bei keiner Begegnung gewesen, in so inniger Freundschaft nie noch vereint. Der King hat vorher (ist's nicht reizend?) angefragt, ob er zur Husarenjacke weiße Hosen anziehen müsse, und freiwillig (ist's nicht rührend?) sich erboten, im Winter oder Frühling mit seiner Frau nach Berlin zu kommen (bisher kam er nämlich allein und im Transitverkehr). Von Verstimmung und Spötterlaune dürfe der Patriot nun nicht mehr reden. Dummes Zeug. Wenn Onkel und Neffe beisammen sind, verkehren sie natürlich wie zwei Gentlemen miteinander; in ihrem Alter rodet man eingewurzelte Antipathien aber nicht mehr aus. Als der König in Marienbad angelangt ist, hören wir,

die Wehrmachtbegrenzung sei in seinen Gesprächen mit dem Kaiser gar nicht erwähnt worden. Hören, als Echo aus der offiziellen Britenpresse, die liberale Regierung werde vom Parlament für den Bau von Linienschiffen im Herbst eine neue Milliarde fordern. Das klingt nicht nach intimer Freundschaft. Wird aber vom Widerhall früherer Kunde übertönt. Der Botschafter, der Laeelles abgelöst, hat deutsches Blut in den Adern; und Herr Cartwright, der an Goshens Stelle nach Wien geht, hat sich als Gesandter in München große Verdienste erworben. (Wodurch wohl? Bayern hat in London keinen Geschäftsträger. Daß Großbritannien in München einen hat, ist alter Brauch, dessen Abschaffung die Rücksicht auf den greisen Prinzregenten verbot. Bisher nahm man an, der englische Ministerresident habe, unter normalen Verhältnissen, an der Hof nichts Wichtiges zu thun und rühre sich nur, wenn ein durchreisender Landsmann bei Hofe vorgestellt werden möchte. Um die Sympathie der Hofgesellschaft hat Herr Cartwright, der sehr einfach lebte, sich niemals bemüht. Waren ihm politische Geschäfte anvertraut? Gab deren Erledigung ihm die Möglichkeit, sich in der Hofburg das *agrément* zu sichern? Nur einen bewährten Mann schickt Eduard nach Wien.) Schließlich kommt Herr Lloyd George an den Rhein, an die Spree, an die Alster und empfiehlt in Tafelreden und Interviews überall die „Verständigung“. Und nun muß Alles sich wenden.

Ein seltsames Spiel. Das zwischen Drohung und Zärtlichkeit hintändelt und aus dem in einer Gewitterstunde schnell Ernst werden kann. Vernunft rath, das Kindervergnügen den Kindern zu lassen. Ist eine anglo-deutsche Verständigung geplant? England wünscht sie; fordert als Preis aber die Erfüllung seiner Wünsche in *pur clo* Flottenbautempo. In der Denkschrift, die dem Deutschen Reichstag die Annahme des zweiten Flottengesetzes empfahl, standen die Sätze: „Um unter den bestehenden Verhältnissen Deutschlands Seehandel und Kolonien zu schützen, giebt es nur ein Mittel: Deutschland muß eine so starke Schlachtflotte besitzen, daß ein Krieg auch für den seemächtigsten Gegner mit derartigen Gefahren verbunden ist, daß seine eigene Machtstellung in Frage gestellt wird. Zu diesem Zweck ist es nicht unbedingt erforderlich, daß die deutsche Schlachtflotte eben so stark ist wie die der größten Seemacht; denn eine große Seemacht wird im Allgemeinen nicht in der Lage sein, ihre sämtlichen Streitkräfte gegen uns zu konzentriren. Selbst wenn es ihr aber auch gelingt, uns mit größerer Uebermacht entgegenzutreten, würde die Niederkämpfung einer starken deutschen Flotte den Gegner doch so erheblich schwächen, daß dann, trotz dem etwa errungenen Sieg, die eigene Machtstellung nicht mehr durch eine ausreichende Flotte gesichert wäre.“ Diese Sätze sind seit acht Jahren auf beiden Seiten des Aermellanalä bekannt. Sind sie unbestreitbar

richtig? In einer zu wenig beachteten (mit Absicht verschwiegenen?) Schrift, die Viceadmiral Galster unter dem Titel „Welche Seekriegsrüstung braucht Deutschland?“ im vorigen Jahr (bei Voss & Rickardt) erscheinen ließ, heißt es: „Die Annahme, daß eine große Seemacht im Allgemeinen ihre Streitkräfte gegen und nicht konzentriren könne, hat sich als Irrthum erwiesen; Großbritannien hat seit 1905 die Konzentration der Kräfte schon vollzogen. Das nannte Lord Ewerley eine schmerzliche Offenbarung für die deutsche Admiralität. Die weitere Annahme, daß ein Gegner wie Großbritannien sich durch die beim Flottenkampf zu erwartende erhebliche Schwächung seiner Kampfflotte vom Krieg abhalten lassen werde, erscheint sehr optimistisch. Schon im gewöhnlichen Leben läßt sich der kühl und nüchtern Denkende nur selten durch fragliche Gefahren von Unternehmungen abhalten, wenn er glaubt, Großes oder besondere Vortheile erringen zu können. Die Annahme, daß Großbritannien gegenüber gerade die Schlachtflotte (und nur diese) ein Mittel sei, um den Frieden zu sichern und dadurch Seehandel und Kolonien zu schützen, erscheint durchaus nicht richtig. In Zeiten ernster politischer Verwickelungen würde die Größe unserer Schlachtflotte auf den mehr als doppelt so starken Gegner nur geringen Eindruck machen.“ Wichtiger als die Schlachtflotte, sagt Galster, sei die Vorbereitung des Kleinrieges zur See. Mit eindringlichem Ernst rät der Viceadmiral, statt der Linienschiffe Unterseeboote, Tauchboote, Torpedoboote zu bauen und für die geschickte Verwendung von Streuminen vorzusorgen. In einem Kriege gegen England werde das Deutsche Reich immer auf die Behrsmittel angewiesen sein, die in Südwestafrika den Hottentoten so lange gegen uns halfen. Im Streit der Admirale kann der Laie nicht Richter sein. Sicher ist nur, daß wir ein leidliches Verhältnis zu England nicht erreichen werden, so lange nach dem Programm des Herrn von Tirpitz weitergearbeitet wird. Die Begründung des zweiten Flottengesetzes hat diesem Verhältnis mehr geschadet als alle Irrungen unserer Diplomatie. Zwar wird 1910 die britische Flotte 60 Linienschiffe und 38 Panzerkreuzer, die deutsche nur 26 Linienschiffe und 9 Panzerkreuzer haben (also nur die Ziffer, nicht die Relation, geändert sein). Doch den Briten verdrießt, daß er in jedem Jahr mindestens fünf Millionen Pfund mehr ausgeben soll, als er ohne deutschen Druck müßte. Jetzt will er für seine invaliden Arbeiter von Staates wegen Beträchtliches thun: und soll das schöne Geld auch fortan ins Wasser werfen? Diese Deutschen, denkt er, müssen doch Unheimliches vorhaben; trotz allen Bethuerungen. Sonst brächten sie nicht solche Opfer. Das stärkste Landheer, die reichlichste Invalidenrente und eine Riesenslotte. Dabei fehlt's in ihrem Reichshaushalt an allen Gden. Die wollen über uns her. Abwarten, bis sie sich stark genug fühlen? So kindisch sind wir

nicht. Entweder los schlagen oder rüsten, daß ihnen der Athem ausgeht. Schutzzölle, wenns sein muß. Von den Konservativen, wenn der Cobdenitengeist über ein lumpiges Patentgesetz nicht hinauskommt. Daß der Mann auf der Strafe für die Lebensmittel mehr zahlen muß, weil Teutſchland uns neue Drednoughts und Indomitables aufzwingt, wird die Freundschaft nicht stärken. Aber sie wollens ja so . . . Der Beredteste schwächt den Briten nicht aus dem Bannkreis solcher Gedanken. Die Hundstage haben das Fieber ins Land gebracht.

Ein Volk, das auf Selbstachtung und Ansehen hält, bestimmt den Umfang seiner Wehrmacht aus freiem Entschluß und opfert den letzten Heller, ehe es sich von den Nachbarn in die ihnen passende Rüstung pressen läßt. Doch jedes mündige Volk ist auch verpflichtet, die Wege, die es beschreiten will, gewissenhaft zu prüfen; seinem Genius und seinen Kindern verpflichtet. Wollen wir Krieg gegen England führen? Können wirs heute? Stets, wenn Noth ungestüm befiehlt; und das gewaltigste Weltreich mag sich hüten, sechzig Millionen Menschen, deren Ziffer rascher wächst als je anderer Germanen, sich zu Todfeinden zu machen. Müssen wir nicht endlich aber auch daran denken, die Bedürfnisse dem Besitzstand anzupassen? Die Beamten, im Heer, in Verwaltung und Justiz, so zu bezahlen, daß Industrie, Technik, Handel nicht alle fähigen Leute dem Staat leicht abjagen können, dem nur die Russen noch bleiben? An der Landarmee ist nichts zu sparen; das Quinquennat wird diese unentbehrliche Bürgerschaft deutscher Zukunft noch vertheuern. Die Flotte? . . . Ein sauberes Handelsgeschäft demüthigt keinen Kontrahenten. Da die Technik (Unterseeboote, Luftschiffahrt, Brisanzmunition, Minentaktik) uns vor die Frage stellt, ob die Seekriegsrüstung richtig gewählt war, können wir auch ihr Gewicht in aller Ruhe einmal prüfen. So schwach sind wir nicht mehr, daß uns zugemuthet werden dürfte, den Kopf in den Rachen des Britenleu zu stecken. Nur von einem Vertragsabschluß, der gleiche Vortheile bringt, kann die Rede sein; von einer ehelichen Einigung auf haltbarer Basis. Mit leeren Händen kämen wir nicht; hätten den Vettern nicht weniger zu gewähren als sie uns. In Kleinasien und Ostafrika sind Bahnfragen zu beantworten, in Egypten die Kapitulationen zur Erörterung reif geworden. Wer diesen Weg nicht betreten will, muß erwägen, wohin der andere führt. Mit der Versicherung, daß unsere Flotte nur den deutschen Handel schützen soll, locken wir keinen Lehrling aus dem Ginfstror. Und gegen den Versuch, mit Bewachtourts den Rückdruck von gemeinsamem Haß verbündeter Mächte, zu erzwingen, was der freie Wille jetzt weigert, müßte das Deutsche Reich sich wehren, auch wenn durch die erste Niederlage in so hoffnungslosem Kampf sein Leben gefährdet wäre.

Die Weltanschauung der Energetiker.

Der energetische Monismus hat unter den Naturforschern heute das logische Uebergewicht. Der materialistische Monismus bläst auf der ganzen Linie zum Rückzug, um dem energetischen das Feld zu räumen. Eine Psychologie der Systembildung hat den Beweggründen nachzuspüren, die den offenkundigen Verfall des Materialismus als Weltanschauung herbeigeführt und das Vordringen der energetischen Weltanschauung begünstigt haben.

Seit dem Auftreten Wilhelm Ostwalds fühlt sich die Energetik als ein um die Herrschaft ringendes Weltbild. Die Lenoeng zur Energetik ist fast so alt wie die Philosophie selbst. Georg Helm, der literarische Stratege dieser Richtung, hat in seinem schon 1878 erschienenen Werk „Die Energetik nach ihrer geschichtlichen Entwicklung“ die Ansätze zur energetischen Weltanschauung bis ins Alterthum zurückverfolgt und im Anschluß an Rühlmann (Mechanische Wärmetheorie; 1885) mit vollem Recht in Heraklit den eigentlichen Stammvater erblickt. Die philosophiegeschichtlichen Voraussetzungen der Energetik hat einer meiner Schüler in meinen „Bernern Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte“ (Band XXX) untersucht. Unter dem Titel einer dynamischen Weltanschauung, vollends unter dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft verbarag sich längst die Welterklärung, die heute unter dem Namen „Energetik“ werdend auftritt und den Anspruch erhebt, das materialistische Weltbild entgültig abzulösen.

Die bekannte Rede Wilhelm Ostwalds auf dem Lübecker Naturforschertag („Die Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus“) hat mächtig eingeschlagen, fand die Geister aber schon vorbereitet. Lange vor Ostwald haben Naturforscher von Rang die wissenschaftliche, insbesondere aber die erkenntnistheoretische Unhaltbarkeit des auf der Atomhypothese aufgebauten mechanisch-materialistischen Weltbildes durchschaut. Was der englische Mathematiker William Kingdon Clifford (1845 bis 1879) vor der britischen Naturforscherversammlung zu Brighton über die Ziele und Werkzeuge des „wissenschaftlichen Denkens“ sprach, berührt sich eng mit den antimaterialistischen Grundbänzen, die der Physiker Ernst Mach um die selbe Zeit entwickelte. In seiner Abhandlung „Von der Natur der Dinge an sich“ (deutsch von Kleinpeter, 1903) faßt Clifford, der Vertreter jener Seelenstofftheorie (Mind-Stuff), die Herbert Spencer zu Ehren gebracht hat, bis sie durch den Pragmatisten William James in ihrer ganzen logischen Schwäche bloßgelegt wurde, seine neue Lehre zusammen. Die Materie, sagt er, ist ein Gedankenbild, in dem Seelenstoff das vorgestellte Ding ist. Vernunft, Verstand und Wille sind Eigenschaften eines Komplexes, der aus an sich weder vernünftigen noch verständigen noch bewußten Elementen besteht. Von hier aus führt ein gerader Weg zur „Analyse der Empfindungen“ von Ernst Mach.

Unabhängig von Clifford war der deutsch-amerikanische Mathematiker und Physiker John Bernard Stallo (1823 bis 1900), der von Hegel ausgegangen war, zu den selben antimaterialistischen und antimetaphysischen Ergebnissen gelangt wie Clifford und Mach. Im Vorwort zu Stallos Hauptwerk „Die Begriffe und Theorien der modernen Physik“ (deutsch von Kleinpeter, Leipzig 1901) erklärt Ernst Mach: es wäre ihm, als er um die Mitte der sechziger Jahre seine kritischen Arbeiten begann, eine Ermuthigung gewesen, wenn er von den verwandten Bemühungen eines Genossen wie Stallo gehört hätte. Die Kraft, so resumirt Stallo, ist nichts ohne Masse und die Masse nichts ohne die Kraft. Masse, Trägheit oder Materie an sich ist vom absoluten Nichts nicht zu unterscheiden, denn die Masse enthüllt ihre Gegenwart oder bewirkt ihre Realität nur durch ihre Wirkung, ihre Kraft (mag sie durch eine andere ausgeglichen sein oder nicht), ihre Ausdehnung oder Bewegung. Auch die bloße Kraft ist nichts. Es ist unmöglich, Materie durch eine Synthese von Kräften zu konstruiren.

Der Vorstoß gegen die materialistische Metaphysik ging also nicht nur von den Neufantianern aus, denen Friedrich Albert Lange das dialektische Werkzeug gegen den Materialismus insofern geliefert hatte, als er ihn geschichtlich verstand und eben dadurch überwand, sondern von den Kreisen der exakten Naturforscher. Den Kathederphilosophen hätte man den Glauben versagt; ihnen traute Mancher ja zu, daß sie ex professo gegen den Materialismus Stellung nähmen. Aber den unbetheiligten Naturforschern mußte man Glauben schenken. Daher der große Umschwung unter den Gebildeten, die vor einem Menschenalter noch auf das materialistische Dogma schworen, während sie sich heute in hellen Scharen der „Naturphilosophie“ in ihrer energiegelassen Fassung zuwenden und den caesaropapistischen „Weltrathsel“ Materialismus den Halb- bis Sechzehntelgebildeten überlassen. Emil du Bois-Reymond, die letzte Säule der mechanisch-materialistischen Weltanschauung alten Stiles, hat diesen Umschwung vorausgesehen. In einem Vortrag über leibnizische „Gedanken in der neuen Naturwissenschaft“ kündete er den Neu-Leibnizismus an. Die Franzosen haben uns in den letzten zehn Jahren daran gewöhnt, Leibniz als den großen Reformator der formalen Logik zu preisen. (Die Arbeiten Couturats haben hier die Wege geebnet.) Karl Stumpf sagt in seiner berliner Rektoratsrede „Die Wiedergeburt der Philosophie“: Leibnizisches Erbe durchdringt die neuere Naturwissenschaft. Leibnizens Ideen berühren sich mit den fortgeschrittensten Untersuchungen der Gegenwart.¹

Die deutschen Energetiker und Neovitalisten steigen genau so unter dem Banner von Leibniz, am letzten Ende unter dem von Aristoteles, wie die strengen Naturalisten aus der Schule Huxleys dem Spinozismus verfallen sind. Leibniz war es, der die „forces actives“ wieder eingeführt und das Witz

ihrer Erhaltung früher als Bernoulli und Lenz vor Robert Mayer formuliert hat. Kräfte können nicht vernichtet, sondern nur gegen einander ausgetauscht werden, „wie wenn großes Geld in kleines umgewechselt wird“. (Das Bild stammt, wie der leibnizische Evolutionsgedanke selbst, von Heraklit). Unser Bendel schwirgt heute genau so zwischen Spinoza und Leibniz, wie er fast zwei Jahrtausende hindurch zwischen Platon und Aristoteles hin und herschwang. Da die Anzahl der logisch möglichen Weltbilder begrenzt ist, so wird die Waagschale immer dorthin neigen, wohin der augenblickliche Stand unserer naturwissenschaftlichen Einsichten gravitirt. Deshalb triumphirt jetzt Leibniz. Und wie Leibniz selbst durch zwei Momente, seine Entdeckung des „unendlich Kleinen“ (des Infinitesimals) und der Differentialrechnung (zugleich mit Newton), ferner durch die zu seiner Zeit von Swammerdam, Leeuwenhoek und Malpighi entdeckte Welt der kleinsten Lebewesen, der Mikroorganismen, wenn nicht zur Konzeption, so doch zum Ausbau seiner monadologisch-energetischen Weltanschauung veranlaßt worden ist, so waren es auch im letzten Menschenalter zwei Entdeckungen, welche die Naturforscher zu Leibniz zurückgeführt haben: die Bakteriologie von Robert Koch und die Revolution der Physik durch die Entdeckung der X-Strahlen von Röntgen. Jetzt wie damals, hier wie dort verfehlte die Entdeckung des „unendlich Kleinen“ dem atomistischen Materialismus und der mit ihm verbündeten mechanistisch-naturalistischen Weltanschauung den Todesstoß. Die Bakterienlehre im Verein mit Haeckels und Verworn's Protistenstudien zerstreuten genau so den theozentrischen Mythos der von Schwann und Schleiden gefundenen, von Virchow sanktionierten Lehre von der Zelle, als ob man es in der Zelle mit einem letzten, nicht weiter auflösbaren Elementargebilde zu thun habe, wie die Röntgen- und Becquerel-Strahlen, die Ionen- und Elektronentheorie das Atom als letzte Einheit der Materie aus seiner bevorzugten Stelle verdrängt haben. Die Elektronen sind tausendmal kleiner als die kleinsten Atome; und in der Welt des Lebens zerfällt die Zelle in die zähflüssige Protoplasmamasse, den Zellkern (nucleus), Nucleinkörper und andere Bestandtheile. Die Zelle ist daher in der Welt des Lebens eben so wenig eine letzte, sondern im günstigsten Fall eine vorletzte Einheit, wie das Atom in der Welt des physikalischen Geschehens der letzte untheilbare, unreduzierbare Bestandtheil sein, vielmehr im günstigsten Fall nur eine vorletzte, zu Forschungs- und didaktischen Zwecken hypothesirte Einheit darstellen kann. Und so haben denn die Röntgenstrahlen nicht nur zum ersten Mal unser ganzes Knochengeriüst durchleuchtet, sondern das mechanisch-materialistische Weltgerüst in seiner ganzen logischen Unheilbarkeit aufgedeckt. Der Begriff Masse, dieser Centralbegriff der materialistischen Weltklärung, eignet sich im Zeitalter der Ionen und Elektronen nicht mehr zum Einheitsträger des Universums. Der berner Physiker Paul Gruner sagt im Vorwort zu seiner Schrift

„Die radioaktiven Substanzen und die Theorie des Atomzerfalles“ (1906), daß heute das Elektron und nicht das Atom die letzte Einheit der Materie darstelle. Das Atom erweise sich immer mehr als eine Ansammlung von Tausenden winziger Körperchen, es ist gleichsam ein Sternensystem en miniature, in dem unzählige Elektronen in wohlgeordneten Bahnen einander umkreisen. Sollte aber das Elektron selbst ein massenloses Gebilde elektromagnetischer Natur sein, dann wäre die Materie selbst nichts Anderes als eine Form der Energie. Der Evolutiongedanke wird deshalb in die anorganische Welt übertragen, ja, in die Atome selbst hineingelegt, weil diese Hypothese „unser wissenschaftliches Bedürfnis nach Einheit“ befriedigt. Aus den selben Gründen plaidiert neuerdings der Physiker Erich Warg („Grenzen in der Natur und in der Wahrnehmung“) für die Erzeugung des mechanischen Weltbildes durch ein elektromagnetisches Weltbild.

Jetzt versteht man, warum die Weltanschauung der Energetiker drauf und dran ist, den mechanisch-atomistischen Materialismus zu überwinden und, wenn nicht ganz zu entthronen, so doch zu mediatisieren. Unser Vereinlichungsbedürfnis, das die Pyramide alles Geschehens mit Gott oder der Natur abzuschließen pflegt, fordert gebieterisch einen Generalnennner, ein oberstes Ordnungsprinzip, dem alles Mannichfache des Geschehens, aller Wandel und Wechsel in Raum und Zeit, alles Wirre und Regellose im scheinbaren Chaos des kaleidoskopisch-bunten Weltgeschehens logisch subsumiert werden kann. Aus dem scheinbaren Chaos der Natur, wie es unseren fetischdämonischen Vorfahren sich darstellte, hat die Wissenschaft einen Kosmos gestaltet.

Willkür und Zufall sind im Weltgeschehen um ihren Kredit gebracht und an ihre Stelle tritt überall Regel und Ordnung, Rhythmus und Gesetz. Ein Ordnungsprinzip nach dem anderen wird in Natur und Geschichte entdeckt. Können nun alle diese einzelnen scheinbar zusammenhanglosen Ordnungsprinzipien, Naturgesetze, Denkgesetze, historische Gesetze anarchisch gegen einander wirthschaften, einander aufheben und neutralisieren oder gehorchen sie vielmehr alle einem obersten Ordnungsprinzip, heiße dieses Gott oder Natur? Ist die Welt eine Höfen- oder eine Götterdämmerung? Führen die zahllosen Gesetze oder Kräfte in Natur und Geist einen Titanenkampf gegen einander bis zur Vernichtung, wie im griechischen Olymp, oder fügen sie sich einer Gesetzesinheit, wie die drei monotheistischen Religionen und (ihnen parallel laufend) die drei pantheistischen Systeme (Parmenides, Spinoza, Hegel) sie fordern?

Diese Gesetzesinheit streben die Energetiker natürlich eben so sehr an wie die Materialisten. Nur halten sie den materialistischen Centralbegriff der „Masse“ angefaßt der Elektronen für eben so ungeeignet, die magistrale Würde eines Weltimperiums zu bekleiden, wie sie dem Energiebegriff die Eignung zuschreiben, alle majestätischen Attribute auf sich zu vereinigen, die dem obersten

Ordnungsbegriff, der Gesetzmäßigkeit, der Beherrschung des Universums nach einheitlichen Prinzipien zukommen. Der Energie eignet insbesondere der Vorzug, daß auch die geistigen Erscheinungen sich auf Energien zurückführen und ihr gesetzmäßiges Wechselverhältnis, wie es in den Gesetzen der Assoziation zu Tage tritt, durch das Weltgesetz von der Erhaltung der Energie erklären lassen.

Der Materialismus als Weltanschauung müßte schon am Bewußtseinsproblem scheitern, zumal es wohl denkbar wäre, die Materie als bloße Vorstellung aus dem Bewußtsein herauszuholen, aber nicht umgekehrt, das Bewußtsein, schon die einfachste Empfindung, aus der Materie abzuleiten. Hier zeigt sich die Energetik in ihrer ganzen logischen Überlegenheit. Sie macht mit der Gesetzmäßigkeit in Natur und Geist vollen Ernst und ihr gelingt, Ausdehnung und Denken, Leib und Seele, Natur und Geist auf einen Generalnenner zu bringen: die Energie. In den Energiebegriff läßt sich das Bewußtsein als seinen Oberbegriff ungezwungen eingliedern. Denn das Bewußtsein zeigt keinen Stoff, keine Masse, keine räumliche Ausdehnung, wohl aber Kraft, Spannung, obenan Energie. Das Bewußtsein ist nach Ostwald nur eine besondere Art der Nervenenergie, die im Centralorgan betätigt wird. Die Bewußtseinsvorgänge selbst sind energetischer Natur und gehorchen also in ihrer assoziierten Gesetzmäßigkeit dem Weltgesetz der Erhaltung der Energie. Denn kein geistiger Vorgang vollzieht sich ohne entsprechenden Energieaufwand. In der „Aufmerksamkeit“ ist die Energie gesammelt, in der „Er schöpfung“ ist sie zerstreut. Also handelt es sich bei geistigen Vorgängen nur um die Entstehung und Umwandlung einer besonderer Energieart, die Ostwald vorläufig mit dem Namen „geistige Energie“ belegt. Die in dem gesammten nervösen Apparat thätige Energieform nennt er „Nervenenergie“.

Die Weltanschauung der Energetiker ist durch zwei Phasen charakterisiert. Die erste knüpft unmittelbar an Helmholtzens Prinzip von der Erhaltung der Kraft an, das man jetzt das Gesetz von der Erhaltung der Energie nennt und das in der anfänglichen Fassung hieß: „Die Summe der vorhandenen lebendigen- und Spannkraft ist konstant“, während die spätere, heute geläufige Formel lautet: „Die Summe der kinetischen und potentiellen Energie ist konstant“. Helmholtz, Thomson, Clausius und die ältere (mechanische) Schule der Physiker glaubten vor der Entdeckung der neueren Strahlungen von Hittorf, Lenard und Röntgen, das Energiegesetz lasse sich mit der Molekularmechanik ungezwungen verbinden. Und so entstand die mechanistische Energetik, die aber von Helm und Ostwald, unter Wiederanknüpfung an Robert Mayer, in die reine Energetik umgebildet wurde. Die mechanistische Energetik hatte nämlich noch nicht die Bewußtseinserscheinungen dem Erhaltungsgesetz unterstellt; erst Ostwalds Lehre von der Nervenenergie, die auch die Bewußtseinserscheinungen als Energieformen erkannte, konnte mit der Energetik voll-

Erst machen und die Energie zum Generalnennet alles Geschehens, einschließlich des geistigen, erheben. Standen früher Körper und Geist, Masse und Bewegung einander gegenüber, so wurden jetzt auch Vorstellungen, Gefühle und Willenshandlungen in energetische Werthe umgesetzt und nur die Bewegung blieb als Centralbegriff zurück, dem sich Körper und Geist oder Masse und Empfindungen als Unterbegriffe oder Attribute unterzuordnen haben. Wie Spinoza die beiden Substanzen seines Meisters Descartes, Ausdehnung und Denken, zu Attributen eines neutralen Dritten (deus sive natura) degradierte, so läßt Ostwald (und mit ihm die energetische „Naturphilosophie“ unserer Tage) Körper und Bewußtsein oder Masse und Empfindung nur als parallele Erscheinungsformen eines neutralen Dritten, eines monistischen Centralbegriffs gelten: der Energie. Seit Poncelet wird der Energiebegriff dem Prinzip der Arbeit angenähert (principe de la transmission du travail). Energetik heißt nun das Prinzip von der Umformung, Uebertragung und Fortpflanzung der Arbeit. Für Ostwald ist die Materie als primärer Begriff gar nicht mehr vorhanden; sie entsteht als „sekundäre Erscheinung durch das konstante Zusammen gewisser Energien“. Energie selbst aber definiert Ostwald als Arbeit oder Alles, was aus Arbeit entsteht oder sich in Arbeit verwandeln läßt. Die Gesamtheit der Natur erscheint ihm daher als eine Auktheilung veränderlicher Energien in Raum und Zeit, von der wir in dem Maße Kenntniß erhalten, wie diese Energien auf unseren Körper, insbesondere auf die für den Empfang bestimmter Energien ausgebildeten Sinnesorgane übergehen. Und so kommt denn Ostwald zu der für die Energetik entscheidenden Begriffsbestimmung: Nur die Energie finden wir ohne Ausnahme in allen bekannten Naturerscheinungen wieder; oder, mit anderen Worten: Alle Naturerscheinungen lassen sich in den Begriff der Energie einordnen. Alles, was wir von der Außenwelt wissen, können wir in der Gestalt von Aussagen über vorhandene Energien darstellen und daher erweist sich der Energiebegriff allseitig als der allgemeinste, den die Wissenschaft bisher gebildet hat. Er umfaßt nicht nur das Problem der Substanz, sondern auch das der Kausalität. In seinem kleinen Grundriß der „Naturphilosophie“ in der „Kultur der Gegenwart“ unterscheidet Ostwald die verschiedenen Arten der Energie. Danach giebt es mehrere Arten der mechanischen Energie (zu denen die Arbeit gehört), dann die Wärmeenergie, die elektrische und magnetische, die strahlende und die chemische. Diesen Energieformen entspricht, von innen, von der Bewußtseinsseite aus gesehen, die Nervenenergie. Denn all unsere Kenntnisse der Außenwelt, sagt Ostwald, empfangen wir durch unsere Sinnesapparate. Damit aber ein Sinnesapparat beihältigt wird, ist die nothwendige und zureichende Bedingung, daß zwischen ihm und der Außenwelt ein Energieaustausch stattfindet. Dieser Austausch besteht meist darin, daß Energie von der Außenwelt in den Sinnes-

apparat übergeht; doch giebt es auch einzelne Fälle, in denen die Energiebewegung umgekehrt ist. Was wir daher empfinden, sind immer nur Unterschiede der Energiezustände gegen unsere Sinnesapparate. Gegen dies energetische Weltbild, das die Energie geradezu substanzialisiert („Die Energie darf wohl als die Substanz im eigentlichsten Sinn bezeichnet werden“, sagt Ostwald; „sie ist deshalb die Substanz, weil sie das Vorhandene in Zeit und Raum ist“), sind schwerwiegende Bedenken aus den Kreisen der Philosophen und Naturforscher erhoben worden. So findet es Moiss Riehl irreführend, wenn von der Energie als einer einzigen Größe neben Raum und Zeit geredet wird, da jede Energieform sich vielmehr als Produkt zweier Größen darstellt: eines Kapazität- und eines Intensität-Faktors, die Beide reale Größen sind. Mag die Materie immerhin ein Abstraktum sein: darum ist sie noch kein bloßes Gedankending; sie ist überhaupt kein Ding, sondern die Vorstellungart von Dingen durch die äußeren Sinne. Auch die Energie ist ein Abstraktum; konkret sind die Formen der Energie, wie sie sich der sinnlichen Anschauung, an räumliche Dinge gebunden, zu erkennen geben. Nicht viel glimpflicher kommt die Energetik bei Eduard von Hartmann weg, obgleich er ihr in vielen Stücken nah steht und ihr gegenüber der mechanistischen Energetik den logischen Vorrang einräumt. Aber auch Hartmann findet: Die Energie ist genau in dem selben Sinn wie die Materie eine objektiv-reale Erscheinung.

Auch die logische Subjunitung des Kraftbegriffes unter den Energiebegriff als seinen Oberbegriff wird von Naturforschern nicht ohne Widerspruch hingenommen. So meint Alfred Dippe, es gehe nicht an, für den Begriff der Kraft den der Energie einzusetzen, weil die Energie nach ihrer Definition doch nur das in einander Verwandbare, die äquivalenten Leistungen betreffe, während die Massenleistungen nicht mit unter ihren Begriff fallen. Danach fielen also die Energie als Unterbegriff unter den Kraftbegriff. Die Begriffe Energie, Arbeit und Effekt müßten nach dem Vorgange Obermayers logisch streng auseinandergehalten werden. Für Dippe schließt Lavoisiers Satz von der Erhaltung der Materie die Erhaltung der Kraft eben so wie die Erhaltung der Energie logisch in sich ein. Ostwald freilich ordnet Beide, Kraft und Energie, dem Oberbegriff Arbeit unter. Er unterscheidet Energie der Lage oder ruhende (potentielle) Energie von der Energie der Bewegung oder thätigen (aktuellen, auch kinetischen) Energie. Ihm ist die Gesamtenergie der Welt konstant, da in allen Naturerscheinungen ohne Ausnahme Energie anwesend ist. Energie aber ist selbst der Kraft gegenüber das einfachere und ursprünglichere, weil unsere Sinne wohl auf Energie, nicht aber auf Kräfte reagieren. Die Energie selbst aber ist, wie wir schon wissen, „Arbeit oder Alles, was aus Arbeit entsteht und sich in Arbeit verwandeln läßt“. Wie Marx alle ökonomischen Werthe in Arbeitszeiten aufgelöst hat, so führt Ostwald die Arbei-

als Centralbegriff ein, dem er Masse, Kraft und Energie subsumirt. Daß sich hier eine reine Metaphysik vorbereitet, kann Ostwald nicht bestreiten. Denn ob er seinen Voraussetzungen den Titel „Protothesen“ statt „Hypothesen“ beilegt, verschlägt angesichts des Umstandes wenig, daß sein Substanzbegriff, „die Energie schlechthin“ so gut metaphysisch ist wie jeder andere, heiße dieser nur Ich, Wille, Logos oder Monade. Spricht doch Ostwald von seiner „Energie schlechthin“ als der allgemeinsten Substanz oder der Substanz im eigentlichen Sinn. Deshalb ist ihm (auch in Schopenhers Büchlein „Energetische Weltanschauung“) empfohlen worden, sich offen zur Metaphysik zu bekennen.

Die Energetik vergiebt sich nichts, wenn sie ehrlich eingesteht, daß sie eine induktive Metaphysik im engsten Anschluß an die Einzelergebnisse sämtlicher Realwissenschaften anstrebt, wie sie seit Fechner, Loge, Hartmann, Wundt, Cuxen, Bergmann, Külpe, Erhardt bekannt ist. Daß von Kant postulierte „metaphysische Bedürfnis“ der Menschennatur ist untilgbar. Die eingeschworenen Antimetaphysiker von der Farbe eines Moenarius und Mach liefern den lebendigen Beweis dafür, daß man bewußt gegen alle Metaphysik ankämpfen und ihr zuletzt unbewußt oder doch widerwillig verfallen kann. Die Kritiker des Phaenomenalismus, Hönigswald und Hell, haben überzeugend dargethan, daß auch Mach bei einer Seinsmetaphysik landete.

Der psychologische Sirkel ist unentrinnbar. Der Prozeß menschlicher Verdoppelungen ist unaufhebbar. Wir müssen unsere Eigenschaften in das All hineinenden. Ein gröberer oder feinerer Anthropomorphismus ist das seelische Fatum des Menschengeschlechtes. Dabei kommt wenig darauf an, ob man dieses Hineinenden menschlicher Merkmale oder Stammeigenschaften in den geforderten Einheitsträger des Weltganzen mit den Griechen Anthropomorphismus, mit Franz Bacon „idola tribus“, mit Moenarius „introjizieren“, mit Begold „einlegen“ oder endlich mit Lipps „einfühlen“ nennt. Ob wir das oberste Einheit- oder Ordnungszentrum „Natur“ oder „Gott“ betiteln: es ist und bleibt doch nur eine hinausprojizierte Verdoppelung unserer eigenen Ich-Einheit. Wird der Leib verdoppelnd hinausprojiziert, so entsteht der Materialismus; wird die Seele in das Weltbild introjiziert, so entsteht Idealismus; werden einzelne Empfindungen oder Erlebnisse „eingelegt“, so bildet sich der Phaenomenalismus heraus; wird endlich die Muskelthätigkeit, die Kraft oder der Wille in das Weltganze „eingeführt“, so entsteht das Weltbild, das Wundt mit Schopenhauer Voluntarismus, Ostwald mit Robert Mayer und Leibniz Energetik nennen. Die verbende Kraft der Energetik rührt wohl daher, daß wir im Zeitalter der Technik leben, deren Centralbegriff die „Arbeit“ ist. Bei den Griechen schändete, bei uns adelt die Arbeit. Die Umwertung des Begriffes Arbeit schmeichelt uns das energetische Weltbild ins Herz.

Bern.

Professor Dr. Ludwig Stein. 1



Internationaler Handel.

Der Internationale Freihandelskongreß in London hat den Freihändlern nicht die Ueberzeugung verschafft, daß im klassischen Lande des *free trade* dem Gedanken an die Einführung des Schutzzolles jedes Ayl verweigert werde. Das Ergebnis war: *Non liquet*. Ruhige Vertreter des schutzzöllnerischen Systems, wie Palfour und der Marquis of Lansdowne, fanden Gehör, als sie die Nothwendigkeit guter Handelsverträge betonten. Die wären nicht nöthig, wenn überall Freihandel herrschte; wird England Zollschranken errichten? Man braucht nicht so weit zu gehen wie Chamberlain, der eine hohe Zollmauer um das britische Inselreich ziehen wollte. Zwischen Chamberlain und Cobden liegt ein weites Gebiet, auf dem vorsichtige Politiker mit Erfolg operiren können. Großbritannien kämpft heute um die Erhaltung seiner Vormachtstellung im Welthandel; dabei blickt es weniger auf die Vereinigten Staaten von Amerika als auf Deutschland. Mancher Engländer sagt sich: Deutschland ist unter der Herrschaft des Schutzzolles groß und mächtig geworden; es hat wichtige soziale und finanzpolitische Aufgaben bewältigt, ein Respekt einflößendes Heer und eine achtbare Flotte geschaffen; warum sollen wir nicht auch versuchen, die Ausgaben, die unser Staatswesen noch erfordern wird (Ausbau der Flotte, Förderung des Schulwesens, Verstaatlichung der Eisenbahnen), zum Theil durch Zolleinnahmen zu decken? Die Frage liegt nah und sie kann rasch brennend werden, wie der jüngst aufgetauchte Plan einer Anleihe von 100 Millionen Pfund für Schiffbauten gezeigt hat. Das englische Budget kann auf die Dauer nicht alle „politischen Lasten“ tragen, ohne aus dem Gleichgewicht zu kommen. Eine langsamere Staatsschuldbentilgung und neue Steuern würden die Lage erleichtern; ob Das aber genügen würde, ist eine andere Frage. Die Abkehr vom Freihandel gilt in England beinahe schon als wahrscheinlich; und doch haben erst eben wieder kluge Landkneute die Vorzüge des zollfreien Handelsverkehrs gerühmt. „Wer heute Hofiana spricht, ruft morgen: Trucifige!“ So geht's auch im wirtschaftlichen Leben. Da darf man nicht, nach reußischem Muster, auf einem Prinzip herumreiten. Da ändern sich die Voraussetzungen einer gesunden Existenz besonders schnell. Man spottet über Joe Chamberlain, weil er den Schutzzollbund zwischen Mutterland und Kolonien nicht erreicht habe; und doch ist man in Fleetstreet von der Vortrefflichkeit der schutzzöllnerischen Gesetzgebung Australiens, mit der trotzdem scharfen und wirksamen Spitze gegen alle monopolistischen Uebergriffe, heute mehr denn je überzeugt und die kolonialen Sympathien wenden sich immer hitziger der Metropole zu. Der Handelsminister Churhill hat für das Verhältnis von Haupt und Gliedern zu einander den richtigen Ausdruck gefunden. Er sagte: England und seine Kolonien sind so fest mit einander verwachsen, daß jeder Versuch, diesen Zusammenhang zu lösen, mit dem Ruin des eigene Wege suchenden Landes enden muß. Der selbe Minister sagte auch, zwischen England und Deutschland gebe es keinen Gefahr drohenden Interessengegensatz; in allen Theilen der Welt seien die Deutschen Englands beste Kunden, und er wisse nicht, wie England den Schaden ausgleichen solle, wenn diese Kunden ausfallen oder geschwächt würden. Ein Kampf um den Handel sei thöricht; denn ein Krieg würde in einem Monat mehr Reichtum zerstören, als der Handel in Jahren wieder einbringen könnte. Wenn Churchills Meinung maßgebend bleibt, können wir den Wandlungen der britischen

Handelspolitik also mit einiger Ruhe entgegensehen. Der Minister hat zwar zunächst an den politischen Krieg gedacht; aber seine Worte lassen sich mit dem selben Recht auf einen Zollkrieg anwenden. England müßte auch bei dem Uebergang zum Schutzzoll ernste Differenzen mit Deutschland vermeiden, da die Deutschen die „besten Kunden“ der Briten sind. Die Art, wie mit der Maxke „made in Germany“ verfahren wird, könnte solche Auffassung als zu optimistisch erscheinen lassen. Das sind aber nur Nadelstiche, mit denen man sich für den Kerger über den erfolgreichen Konkurrenten rächen will. Auch das neue englische Patentgesetz, das den ausländischen Fabrikanten, der ein englisches Patent erwerben möchte, zwingt, in England selbst zu fabriken, ist nicht allzu tragisch zu nehmen. Schließlich schädigt sich der Engländer doch nur selbst, wenn er sich fremde Industrielle ins Land holt; sie werden sich ja nicht damit begnügen, ihre Erzeugnisse wieder über den Kanal zu schaffen.

Gewaltsame Maßregeln gegen rivalisierende Staaten wirken meist schädigend auf das Land zurück, von dem sie ausgehen. Davon können die Franzosen ein Lied singen. Der gallische Hahn sucht, wo er kann, den deutschen Gast aus seinem Hühnerhof zu vertreiben. Der soll keins von den goldenen Eiern wegnehmen. Wirtschaft und Chauvinismus passen aber schlecht zusammen. Jüngst wurde laut ein Ausfuhrverbot oder ein Ausfuhrzoll für französisches Eisenerz gefordert, damit die Prussians kein Erz mehr aus den Gruben Frankreichs beziehen könnten. Der fromme Wunsch, der sich besonders auf die Minettegruben bezog, fand beim Minister der Oeffentlichen Arbeiten keine Gegenliebe; er war vernünftiger als die nationalstischen Kampfbühne und forderte vom Generalinspektor der Minen ein Gutachten. Der Conseil Général des Mines kam zu dem Ergebnis, daß die französische Eisenindustrie zur Verarbeitung des in den französischen Gruben geförderten Erzes nicht annähernd ausreiche. Diese seien vielmehr auf den Export angewiesen; ein Ausfuhrverbot würde deshalb ein „nationales Unglück“ für Frankreich sein. Dieses rüchhaltlos offene Gutachten stellt der wirtschaftspolitischen Einsicht der Herren Chauvins kein gutes Zeugnis aus. Sie tragen auch einen Theil der Schuld an den Repressalien, die von Frankreich gegen die deutsche Einfuhr verfügt worden sind. Der neue deutsche Zolltarif, der ja kein Heldenstück geworden ist, bot den Franzosen den Vorwand zu Zollerhöhungen, die sich speziell gegen Deutschland richteten. Beispiel: die tarifarischen Maßregeln gegen Sammetfabrikate und Spitzen. Die Behauptung, auch unsere Zollgesetzgebung richte sich feindlich gegen Frankreich, ist durch die Statistik widerlegt. Der Absatz französischer Waaren hat in Deutschland nicht abgenommen, seit die erhöhten Zollsätze gelten. Freilich könnte der Handelsverkehr zwischen den beiden Ländern durch ein vernünftiges Tarifabkommen gesteigert werden. Frankreich steht als importirendes Land bei uns an sechster Stelle; wir sind in Frankreich auf der Einfuhrliste die fünfte Macht. Der oft genannte Artikel 11 des frankfurter Friedensvertrages bestimmt, daß das handelspolitische Verhältnis zwischen den beiden Kontrahenten „für ewige Zeiten“ auf der Grundlage der Meistbegünstigung geregelt sei. Das ist die primitivste Voraussetzung, unter der sich erträgliche Wirtschaftsbeziehungen zwischen zwei Ländern entwickeln können. Eine so wenig differenzirte Bestimmung genügt dem internationalen Handel von heute nicht mehr. Das haben Franzosen von gesundem Menschenverstand eingesehen und Vorschläge zu einer Neuregelung der strittigen Materie gemacht. Ein Anwalt am pariser Appellhof ist mit drei Wünschen hervorgetreten, deren erster lautet: Abschaffung des Artikels 11

des frankfurter Vertrages. Diese Forderung macht die übrigen Vorschläge, die an sich der Erwägung werth wären, undiskutierbar; denn Deutschland darf nicht daran denken, sich den frankfurter Friedensvertrag durchlöchern zu lassen. Doch könnte die Meistbegünstigung und der Artikel 11 unberührt bleiben, wenn man sich auf ein Sonderabkommen beschränkte, in dem namentlich die Zollpraxis, die viel zu wünschen übrig läßt, zu regeln wäre. Auf die Dauer ist mit dem veralteten System der Meistbegünstigung nicht zu arbeiten; und da fürs Erste an die Möglichkeit eines deutsch-französischen Handelsvertrages kaum zu denken ist, muß man sich mit dem Erreichbaren, einem für die Praxis brauchbaren Zusatz zum Artikel 11, begnügen.

Deutschland darf seine durch die Handelsverträge gestützte Position auf dem Weltmarkt nicht als rocher de bronze betrachten, sondern muß für stete Verstärkung der Fundamente sorgen. Die Thatsache, daß der Gesamtumsatz im deutschen Welt-handel mit beinahe 16 Milliarden Mark (im Jahr 1907) an die zweite Stelle gerückt ist und nur von England mit rund 22 Milliarden (die Vereinigten Staaten nehmen mit 14 Milliarden den dritten Platz ein) übertroffen wird, hat den Neid der Nationen erregt. Welche Erscheinungen die Mißgunst und die Sorge vor dem emporstrebenden Rivalen bewirkt, haben wir an England und Frankreich gesehen. Nun gilt's, das Erworbene zu erhalten und Neues hinzuzuerwerben. Um die Passivität der deutschen Handelsbilanz braucht sich dabei Niemand zu kümmern. Die ist nämlich, weil sie die Aktivität der (allein entscheidenden) Zahlungsbilanz sichert. In verschuldeten Staaten ist die Ausfuhr größer als der Import (siehe Ausland); da sucht man eben das Ausland mit Waaren zu bezahlen. Unser Exportverkehr ist leider noch nicht so gut organisiert, wie ers in einem Land von der wirtschaftlichen Stellung des Deutschen Reiches sein müßte. Zwischen Fabrikanten und Exporthändlern giebt es Gegensätze, die zum Theil durch die Uebermacht der Industrieverbände geschaffen wurden. Die großen Syndikate wollen ihren Export selbst besorgen, ohne Vermittelung des Exporteurs, und den Handel so viel wie möglich ausschalten. Das kommt auch im Exportverkehr zum Ausdruck. Der Exporteur waltet als Vermittler zwischen dem heimischen Fabrikanten und dem ausländischen Abnehmer. Takt und Geschicklichkeit gehört da, u. die Interessen inländischer Firmen so zu vertreten, daß ein wirklicher Nutzen daraus entsteht. Der Fabrikant ist nicht auf den Exportagenten angewiesen, sondern kann durch direkte Offerte den ausländischen Markt bearbeiten. Und viele Geschäftsleute, die ihre Unabhängigkeit nicht völlig opfern wollen, sichern sich, neben der Vertretung durch eine Exportfirma, den direkten Weg zu dem ausländischen Kunden. Leicht ist das Geschäft im Ausland nicht; und es wird bei der wachsenden Konkurrenz immer schwieriger. Der deutsche Unternehmer kann die Konjunktur und die vielen für den Absatz auf fremden Märkten wichtigen Faktoren nicht immer überblicken. Die Konsularberichte und die Mittheilungen für Handel und Industrie, die vom Ministerium des Innern herausgegeben werden, sollen zur Unterstützung des Außenhandels dienen. Das genügt aber nicht. Jetzt soll deshalb eine Außenhandelsstelle geschaffen werden, die den Fabrikanten über die Absatzgelegenheiten informiert. Die deutschen Exporteure haben den Plan nicht sehr freundlich aufgenommen; er scheint ihnen gegen ihr Interesse gerichtet. Die Exporthändler meinen schon lange, die Regierung ermuthige die Fabrikanten zu direkter Ausfuhr, und sie prophezeien jetzt, die Außenhandelsstelle werde mit veralteten Berichten arbeiten, da die Leute, die ihr Nachrichten gäben,

vorher schon die Exportfirmen unterrichtet hätten. An dem Widerstande der Ausfuhragenten dürfte der Plan aber nicht scheitern. Was zur Hebung des Außenhandels geschehen kann, muß geschehen. Und man darf von den gekränkten Exporthändlern erwarten, daß sie die Fabrikanten nicht schädigen werden. Die deutschen Exporteure haben sich zu einem Verband zusammengeschlossen, der von den etwa 2000 der Branche Angehörigen schon 600 umfaßt und einen Jahresumsatz von beinahe $1\frac{1}{4}$ Milliarde aufweist. Dieses Kartell ist ein Trugbund gegen die selbst exportirende Großindustrie; es fordert feste Provisionsätze, die dem Agenten auch dann zu zahlen sind, wenn der Fabrikant die Propaganda für seine Erzeugnisse selbstständig leistet und der Exporteur nur die eigentlichen Geschäftsaufschlüsse vermittelt. Solches Zusammenwirken von Produzenten und Exporthändlern würde die Gefahr beseitigen, daß unser Außenhandel durch den Gegensatz zwischen Industrie und Handel geschädigt oder wenigstens gehemmt wird. Tüchtige und erfahrene Agenten haben im geschäftlichen Verkehr mit dem Ausland auch dafür zu sorgen, daß dem Schwindel das Spiel nicht allzu leicht gemacht wird. Oft geben deutsche Firmen, die von überseeischem Absatz Entschädigung für das zu Haus schlechte Geschäft erhoffen, irgendetwas einem fremden Vermittler, der durch niedrige Gebühren besticht, ohne genügende Sicherheit Waaren zum Verkauf. Der Agent giebt die Bestände zu Schleuderpreisen ab und läßt dann nie wieder von sich hören. Vor so peinlichen Ueberraschungen schützt den Fabrikanten die Verbindung mit einer geachteten Exportfirma. Die Industrie sollte schon deshalb dem Exporthandel das Leben nicht zu sauer machen; auf dem Weltmarkt muß jede Hilfe willkommen sein.

Vadon.



Eine große Ungerechtigkeit ist es, wenn uns die Thatsache immer vorgehalten wird, daß England seinen Schutzzoll abgeschafft hat, nachdem er ihm die hinreichenden Dienste gethan hat. England hat die stärksten Schutzzölle gehabt, bis es unter deren Schutz so erstarbt war, daß es nun als herkulischer Kämpfer heraustrat und Jeden herausfordert: Tretet mit mir in die Schranken! Es ist der stärkste Faustkämpfer in der Arena der Konkurrenz; es wird immer bereit sein, das Recht des Stärkeren im Handel gelten zu lassen. Das Recht des Stärkeren giebt aber der Freihandel. Und England ist durch sein Kapital, durch die Lager von Eisen und Kohle und durch seine Häfen der Stärkste im Freihandelsfaustrecht geworden; aber doch nicht allein durch seine günstige geographische Lage, sondern nur dadurch, daß es so lange, bis seine Industrie vollständig erstarbt war, ganz exorbitante Schutzzölle dem Ausland gegenüber hatte. Jetzt ist es stark genug und sagt zu den Anderen: „Nun kommt her, mit uns zu streiten: Ihr werdet doch Euer Geld unseren Produkten opfern.“ Das zauberische Wort „Freiheit“ wird als Kampfruf an die englische Ueberlegenheit geknüpft und mit dieser Waise werden unsere Freiheitsschwärmer an die Auszehrung und Ausbeutung durch den ausländischen Handel gekettet. . . Ich habe von dem Moloch des Freihandels gesprochen. Moloch ist ein Götze, der mit einem gewissen Fanatismus angebetet wird. Das muß man aber nicht buchstäblich nehmen. Ich nenne Moloch heutzutage in der Politik den Dienst einer bestimmten schädlichen Richtung, der mit einem gewissen Fanatismus betrieben wird, wie vom Cobdenklub Jeder ein Feind oder Narr genannt wird, der nicht beistimmt.“ So sprach Bismarck im Juni 1882. Wenn England jetzt an den Abschied vom Freihandel denkt, so ist dieser Gedanke von der Erkenntniß bewirkt worden, daß in der Arena der Konkurrenz dem britischen Händler der Sieg nicht mehr sicher und der Schutzzoll den Deutschen lästig ist.



Fontainebleau.

Ueber einem alten Steinthor im Park von Fontainebleau sieht man das im Innern des Schlosses oft angebrachte Wappenthier Franzens des Ersten: den in Flammen schreitenden gekrönten Drachen, ein Symbol der Stärke der Monarchie, die als unempfindlich gegen äußere feindliche Elemente gedacht ist. Dieses Wahrzeichen paßt besonders auf die Regierungszeit der letzten Valois. Unter ihnen ist Frankreich zum nationalen Einheitstaat geworden. Die Macht des Hochadels, der eine oligarchische Mitregierung anstrebte, wurde geschwächt und so dessen vollständige Beugung unter den Bourbonen vorbereitet. Auch verlor die Huguenottenpartei, die einen Staat im Staat zu bilden drohte, durch eine drastische Ausrottungspolitik dezimirt, ihre Widerstandskraft. Dem Reich der Habsburger, das Frankreich von drei Seiten umklammerte, wurde erfolgreich die Stirn geboten. Dies Alles wurde erreicht, trotzdem die Nachkommen Franzens des Ersten durchaus nicht treffliche Regenten waren: ein Umstand, der beweist, daß der Ausschlag eines Landes sehr oft von den Qualitäten seiner jeweiligen Herrscher ganz unabhängig ist.

Franz der Erste, dem Fontainebleau seinen Ausbau und seine Ausschmückung verdankt, ist die letzte kraftvolle Erscheinung in der langen Reihe der Valois gewesen. In ihm verkörpert sich der Prototyp des gallischen Hochrenaissancemenschen. Kunstsinzig und zur Liebe lustig, ein eben so sicher zielender wie gewissenloser Politiker, dabei ein Kriegsheld trotz seinem Epikuräerthum: durch solche Eigenschaften wurde dieser „roi galant“ neben Heinrich dem Vierten der populärste Herrscher Frankreichs. Durch ihn wurde Fontainebleau mit seiner freude- und prunkvollen Hofhaltung eine europäische Berühmtheit. Besonders nach der Rückkehr aus der madrider Gefangenschaft reichte Franz, um sich für die ausgestandene Langeweile in Spanien zu entschädigen, dort Fest an Fest. Deren Königin war seine Geliebte, Anne de Bisseleu, Herzogin d'Etampes, umgeben von einer Schaar der Liebe wie der Intrigue zugethaner Hofdamen. Der Mißgunst dieser allmächtigen Favoritin weichend, verließ Benvenuto Cellini Fontainebleau und überließ die Ausführung der künstlerischen Arbeiten im Schloß deren Günstling, dem weniger talentvollen Primaticcio. Der wurde auch zum Ankauf von Kunstwerken für Fontainebleau nach Italien gesandt. Von dort brachte er Michel Angelos Leda mit, die später auf Befehl Annas von Oesterreich vernichtet wurde. Auch die Antiken im Schloß fanden vor dieser pruden Habsburgerin keine Gnade: sie ließ sie mit Flor umhängen.

In Fontainebleau wurde im Jahr 1536 die Verlobung Jakobs des Fünften von Schottland mit Madame Madeleine, der Tochter Franzens, gefeiert. Ein der mythologischen Episode von Actaeon und Diana ähnliches Ereigniß ging dieser Verlobung voraus. Der vorsichtige Schotte wollte sich

zuerst von den intimen Reizen seiner künftigen Braut überzeugen, um späterer Enttäuschung vorzubeugen. Deshalb belauschte er sie beim Bad in der „Grotte des Pins“. Was er dort gesehen, mußte ihm gefallen haben, denn er heirathete Madame Madeleine nachher, trotzdem er in der Grotte als Lauscher hören mußte, daß ein Anderer, Don Juan d'Austria, bereits deren Herz besaß.

Das Jahr 1539 sah Karl den Fünften als Gast im Schloß, ihn, dessen misanthropisch-phlegmatisches Wesen in Allem mit dem feurig lebenslustigen Temperament seines Gastgebers kontrastirte. Gemäß der Strupellosigkeit der damaligen Zeit erzog man am französischen Hof ernstlich, ob man den gefährlichen Habsburger nicht gefangen nehmen solle. Triboulet, der Hofnarr Franzens, sagte zu seinem Herrn: „Wenn der Kaiser Dir vertraut, gebe ich ihm meine Narrenkappe“. „Und wenn ich ihn ziehen lasse?“ fragte der König. „Dann mach' ich sie Dir zum Geschenk“, war die Antwort. Karl erkannte seine bedenkliche Lage; er machte dem König verschiedene politische Versprechungen, die er, einmal in Sicherheit, natürlich nicht hielt. Auch suchte er die Herzogin d'Etampes durch reiche Geschenke zu gewinnen. So ließ man ihn unbehelligt ziehen.

Während der letzten Jahre Franzens, die er zum großen Theil in Fontainebleau verbrachte, gab es Reibungen zwischen dem König und dem Thronfolger und Eifersüchteleien zwischen der Herzogin d'Etampes und Diane de Poitiers, der Geliebten des Dauphin. Als einige Monate vor seinem Tode der sieche Monarch nach schwerer Erkrankung unerwartet genas, mußte er noch das merkwürdige Schauspiel sehen, daß seine vereinsamten Gemächer, aus denen sich die Höflinge schon fortgeschlichen hatten, um dem Dauphin zu huldigen, sich wieder mit beschämten und verlegenen Gestalten füllten; ein Vorgang, der dem an der Schwelle des Grabes Stehenden noch ein Lächeln über menschliche Erbärmlichkeit abzwang.

Heinrich II wies die Herzogin d'Etampes vom Thron. Diane de Poitiers ließ der plötzlich machtlos Gewordenen noch am Todestag ihres königlichen Liebhabers die Juwelen abverlangen, die Franz ihr geschenkt hatte.

Diane, Herzogin de Valentinois (des früheren Herzogthumes Cesares-Borgia), wurde nun die eigentliche Herrscherin in Fontainebleau. Eine Nebenrolle spielte am Hof die legitime Gattin Heinrichs, Katharina von Medici; mit „Florentiner Arglist“ trug sie dieses Schicksal und wartete auf ihre Zeit. Freundschaft für ihre Rivalin heuchelnd, ging die Königin in ihrer Verstellungskunst so weit, daß sie den jungen Gaspard de Saulx-Lavannes denunzirte, der ihr angetragen hatte, Dianens Nase abzuschneiden und so deren Schönheit zu entstellen. Noch mit siebenzig Jahren soll Diana „aussy belle de face, aussy fraiche et aussy aimable comme en l'aage de trente ans“ gewesen sein, so daß Brantôme in der naiven Weise seiner Zeit diese lange Konseroirung ihrer Schönheit dem Einnehmen flüssigen Goldes zuschrieb.

Ueberall sieht man im Schloß die Wappenzeichen der Favoritin: Bogen, Pfeile und vor Allem Sichelmonde. Als Heinrich im Turnier von der Lanze Montgomerys gefallen war, zog sich Diana nach Fontainebleau zurück; wurde von dort aber auf eine ihrer Besitzungen verwiesen. Auch sie mußte, von Katharina mit einem Prozeß bedroht, gleich ihrer Vorgängerin die ihr vom König geschenkten Juwelen herausgeben.

Während der einjährigen Regierung des kränkenden, Strophulösen zweiten Franz wurden in Fontainebleau in Gegenwart des Königs, seiner Gemahlin Maria Stuart und der Königin-Mutter die Notablen versammelt. Vergebens erstrebte man einen Vergleich zwischen den Parteien der Guise und der Hugonotten. Zwischen Coligny auf der einen, dem Cardinal von Lothringen und dessen Bruder auf der anderen Seite kam es zu den heftigsten Auftritten; und erbitterter denn je schieden die Gegner von einander.

Konrad, der nach dem Tod Franzens des Zweiten Maria Stuart im langen Schleier unter den alten Bäumen des Schloßgartens melancholisch auf- und abirren sah, hat den Liebreiz der jungen Witwe in Versen besungen. Bald danach kehrte sie nach Schottland zurück, mit dessen puritanischen Sitten sie sich nach dem lustigen, prunkvollen Leben am französischen Hofe nicht mehr befreunden konnte. Ihr Schicksal hat es erkennen gelehrt.

Unter der Regentschaft Katharinas von Medici (für Karl den Neunten) wurden in Fontainebleau wieder üppige Feste gegeben; einhundertfünfzig Hoffräulein, „dressées à la séduction“, wie Richélet sagt, hatten die Aufgabe, Katholiken und Protestanten den Aufenthalt am Hof begehrenswerth erscheinen zu lassen. Diese Damen wirkten in den Ballets und Pantomimen mit, welche die Königin-Mutter für ihre Schloßfeste zu arrangiren liebte. Vater Dan beschreibt ein allegorisches Turnier im Schloßhof von Fontainebleau, in dem Damen, als Nymphen gekleidet und mit den prächtigsten Edelsteinen übersät, von Rittern zu Pferde aus einem verzauberten Schloß befreit wurden. Auch Komödien, in denen die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt mitwirkten, wurden im Schloß aufgeführt.

Die Prachtentfaltung Katharinas erinnert an die Franzens des Ersten. Der französische Hof, der nach heutigen Begriffen als sittenlos zu bezeichnen wäre, zog mit seinen pomphaften Festen viele Edelleute des Auslandes an. Damals galt noch nicht das (später von den Bourbonen erfundene) Ceremonial, das ungezwungene Fröhlichkeit und Menschenwürde erstickt.

Unter dem letzten Valois, Heinrich dem Dritten, blieb Fontainebleau vernachlässigt; nur für kurze Zeit besuchte dieser Fürst seine Geburtsstätte. Um so mehr zog es Heinrich den Vierten dorthin. Er wählte das Schloß zu seinem Hauptsiß und that dafür fast eben so viel wie Franz I.

Heinrich installirte hier auch wieder eine Geliebte, Gabrielle d'Estrees,

Herzogin de Beaufort, die auch während seiner Kriegszüge in Fontainebleau Hof hielt. Nach dem Tod seiner ersten Gemahlin, Margaretha von Valois, ging Heinrich ernstlich, trotz der Mahnung seines Ministers Sully, mit dem Gedanken um, Gabrielle zu heirathen, von der er zwei Söhne und eine Tochter hatte. Wehmüthig betrachtete er oft diese zärtlich geliebten Kinder, denen er so gern seinen Thron hinterlassen hätte.

Zum Ofterfest 1599 ließ der König seine Freundin von Fontainebleau aus für einige Tage zu Schiff nach Paris reisen. Er sandte ihr dorthin noch ein zärtliches Billet nach, das mit den Worten schloß: „Je me porte bien, Dieu merci; je ne suis malade que d'un violent désir de vous revoir.“ Inzwischen trafen aus Paris, wo seine Geliebte bei dem Bankier Jamet, „seigneur de dix-sept-cent-mille écus“, abgestiegen war, beunruhigende Nachrichten ein. Die eben erst Angekommene wurde, als sie an ihren königlichen Freund schrieb, von heftigen Krämpfen befallen, verlor das Bewußtsein, gebar nachts noch ein totes Kind und starb am anderen Morgen. Heinrich hatte sich, als er von der Erkrankung erfuhr, in den Sattel geworfen, um nach Paris zu eilen; doch unterwegs erreichte ihn die Trauerbotschaft. Erschüttert kehrte er nach Fontainebleau zurück. Trotzdem es zur Charakteristik der damaligen Zeit gehört, daß Niemand, der aus dem Rahmen der Alltäglichkeit herausgetreten war, sterben konnte, ohne daß von Gift geraunt wurde, scheint in diesem Fall das Gerücht Recht gehabt zu haben. Jamet, bei dem Gabrielle abgestiegen war, gehörte zu den Vertrauten der Gondi, der Agenten des florentiner Hofes. Sie arbeiteten für die Berehelichung des Königs mit Maria von Medici. Diese Verbindung sollte als Kompensation für die Summe gelten, die Heinrich IV. von den Medicäern geborgt hatte. Auch nach dem Untergang der Borgia war die „aqua tofana“ noch lange an italienischen Höfen im Gebrauch, sobald politisches Interesse dieses Gift anzuwenden heißte. Auch diesmal blieb der Erfolg nicht aus. Auf Zureden Sullys entschloß sich der König zu der florentinischen Heirath.

Maria von Medici hat eben so wenig wie Katharina das Herz ihres Gatten besessen. Die beiden Königinnen Frankreichs aus dem Medicäerhaus, die erst als Regentinnen Bedeutung erlangten, spielten als Gattinnen am Hof eine winzige Rolle. In Fontainebleau gebar Maria dem König den Dauphin. Einige Tage nachher wurde auch die neue Favoritin des Königs, Henriette d'Entragues, Marquise de Verneuil, von einem Knaben entbunden. Als später Gattin und Geliebte im Schloßpark, Beide mit ihren Sprossen, einander trafen, sagte Henriette zu der Königin: „Hier sind unsere beiden Dauphins, Madame; meiner ist aber schöner als Ihrer.“ Maria antwortete mit einer wohlgezielten Ohrfeige. Welche Szenen sich in Folge dieser Episode beim König abgespielt haben? Darüber schweigen die Chronisten.

Die Feindschaft zwischen der Königin und der Favoritin dauerte fort und Henriette, die der König, trotz mancher Untreue seines Fleisches, zärtlich liebte, arbeitete sogar daran, Heinrich so weit zu bringen, daß er seine Ehe mit Maria für nichtig erkläre.

In diese Intriguen war der Marschall von Biron verwickelt, der zugleich landesverrätherische Unterhandlungen mit dem Ausland führte. In Fontainebleau, wohin ihn der König zur Verantwortung berief und wo er zuerst mit Ehren empfangen worden war, wurde er verhaftet. Heinrich wollte gegen den einstigen Freund Milde walten lassen und drang in ihn, ein offenes Geständniß abzulegen. Der stolze Marschall, allen Warnungen zum Trotz und in der falschen Voraussetzung, man besitze keine Beweise gegen ihn, weigerte sich und versäumte so den letzten Augenblick zu seiner Rettung. Als er den Saal verließ, vertraten ihm die Garden den Weg und forderten ihm den Degen ab. Sein Kerker öffnete sich erst, als man ihn auf den Richtplatz führte.

Im Jahr 1603 erkrankte Heinrich schwer in Fontainebleau; die Verordnung der Aerzte hatte den charakteristischen Wortlaut: „Abstineat a quavis muliere, etiam regina.“ Im Jahr 1609 wurde der alternde, immer noch lästerne König von einer heftigen Leidenschaft für Charlotte de Montmorency, die Gemahlin des Prinzen von Condé, erfaßt. Doch allen Intriguen zum Trotz blieb er diesmal unerhört; der Gatte Charlottens, der seinen Verzug zum Vortheil der Königin zu benutzen suchte, vermochte nicht, die Königin zu Schanden zu machen. In den Memoiren von Sully und Bassompierre ist diese Episode aus dem Leben des galanten Königs ausführlich beschrieben. Mit dem Leben Heinrichs des Vierten ging auch die Glanzzeit Fontainebleaus zu Ende. Das Hofleben unter Ludwig dem Dreizehnten und seinem Minister Richelieu wurde freudloser, die Etikette strenger und der lebenslustige Adel mied die Nähe des stets von der Rothen Eminenz überwachten Herrschers.

Damals spielte sich im Schloß auch die Tragoedie ab, in der Henry de Talleyrand, Graf von Chalais, sein Leben verwirkte. Der in die Herzogin de Chevreuse verliebte junge Mann ließ sich ihretwegen in eine Verschwörung ein, die die Gefangennahme Richelieus zum Zweck hatte. Der Cardinal bewohnte damals ein Gebäude in Fleury, zwei Meilen vom Schloß entfernt; dort sollte der Handstreich ausgeführt werden. Von Angst oder Neue erfaßt, verrieth Chalais selbst den Plan kurz vor dessen Ausführung. Von da an wurde er beiden Parteien verdächtig. Er kompromittirt durch seine Aussagen den Marschall Ornano, der in Fontainebleau vom König zuerst mit Auszeichnung behandelt, dann, gleich Biron, verhaftet wird. Endlich wird auch Chalais denuncirt. Gaston d'Orleans, dessen Parteigänger er gewesen, giebt ihn preis: und so versällt sein Haupt der Rache Richelieus. Im Jahr 1642 durchzieht

Der Kardinal, als Sieger über alle seine Feinde, getragen von seinen Garden todkrank noch einmal Fontainebleau. Der König erwartete ihn dort. Monarch und Minister reisten gemeinschaftlich nach Paris weiter. Beide sanken dann, kurz nach einander, innerhalb der nächsten Monate ins Grab.

Während der Regenschaft Annas von Oesterreich residirte der Hof hauptsächlich in Saint-Germain. Im Jahr 1645 kam zum ersten Mal der junge König, Ludwig XIV., nach Fontainebleau, wo die Hochzeit (durch Prokuration) der Prinzessin Marie de Gonzague mit dem Polenkönig Wladislaw gefeiert wurde. Auch empfing Ludwig dort mit großem Pomp den alternden Gaston d'Orleans, seinen Onkel, der von dem Kriegsschauplatz in den Niederlanden zurückkam. Kardinal Mazarin tötete auf der sich anschließenden Jagd mit einem Degenstoß einen Eber, der sein Pferd angefallen hatte.

Im Sommer des selben Jahres fand Henriette von Frankreich, die Gattin des unglücklichen Stuart, im Schloß eine Zufluchtstätte, nachdem sie nach den ersten Siegen Cromwells England verlassen hatte. Ihr und dem jungen Prinzen von Wallis zu Ehren wurden dort Jagden, Promenaden und Konzerte veranstaltet; doch war die Mühe, die Flüchtlinge zu erheitern, vergeblich: in ihrer Angst dachten sie nur an England, von wo unheilswangere Nachrichten eintrafen.

Einen merkwürdigen Besuch erhielt das Schloß im Jahr 1657: Christine von Schweden, die aus der Art geschlagene Tochter Gustav Adolfs, kam. Ihr wurde, nachdem sie den pariser Hof durch ihr sittenloses Treiben geärgert hatte, von Anna von Oesterreich als Aufenthalt Fontainebleau angewiesen. Hier hat die Schwedin Europa mit Empörung gegen ihre Person erfüllt, seit sie ihren Stallmeister, den italienischen Marquis Ronaldeschi, von ihrem Befolge auf barbarische Art niedermeßeln ließ. Sein Vergehen, das Christine als todeswürdig ansah, bestand in der Zusendung anonymen Briefe, in denen er den intimen Verkehr seiner Herrin mit seinem Landsmann Santinelli geißelte. Er hatte gehofft, durch diese Intrigue den Nebenbuhler zu stürzen und wieder in die frühere Gunst zu kommen. Als neubekehrte, fromme Katholikin hatte die Königin dem verlorenen Mann noch einen Vater zugeschiedt, unter dessen Zuspruch und Gebeten er verrückelte. In heiterster Stimmung, scherzend und plaudernd, soll Christine (nach der Meldung von Zeitgenossen) die Stunden nach der Abschachtung Ronaldeschi verbracht haben.

Diesen empörenden Mißbrauch der Gastfreundschaft rügte Mazarin in einem geharnischten Brief. Christine antwortete kaltblütig, sie sei als Souverainin auch auf fremdem Boden Herrin über Leben und Tod ihrer Leute. Daß sie aber durch den Verzicht auf die Krone Schwedens Privatperson geworden war, scheint sie vergessen haben. In der kleinen Kirche von Acon, nah bei Fontainebleau, liegt ihr Oßer begraben; noch sieht man dort den

einfachen Stein mit der Aufschrift: „Cy gist Monaldexi“. Sein blutiges Panzerhemd, das er an dem verhängnisvollen Tag unter dem Wams trug, ist im Schloß aufgehängt. Christine wurde wegen der skandalösen That nicht weiter beeheligt. Die nächste Karnevalszeit brachte sie wieder am pariser Hof und wohnte im Louvre, wo sie den jungen König tanzen sah.

Ludwig XIV. jagte fast in jedem Jahr in den Wäldern von Fontainebleau. Bei einem Fest im Schloß sah er 1661 zum ersten Mal Mademoiselle de la Vallière, die als Nymphe in einem Ballet mitwirkte. Er verliebte sich in sie. Zehn Jahre später schrieb Madame de Sévigné: „Der Hof bricht heute nach Fontainebleau auf. Die Damen La Vallière und Montespan sind Rivalinnen und voll Eifersucht auf einander. Die Montespan dürfte siegen. Mademoiselle de la Vallière wird ihr sicher geopfert werden.“ Auch Madame de Maintenon eroberte später auf einer Fahrt nach Fontainebleau das Herz des Königs. Doch nicht nur Liebeshändel: auch wichtige Staatsaktionen vollzogen sich während der Regierungszeit Ludwigs des Vierzehnten im Schloß. Im Jahr 1685 wurde hier der Widerruf des Ediktes von Nantes unterzeichnet, wodurch Frankreich einer Million seiner Einwohner beraubt wurde. Nur religiöser Fanatismus hatte diese Maßregel veranlaßt, denn die Protestanten waren zu dieser Zeit als Partei nicht mehr zu fürchten; die Gefahr, die sie unter den Valois für den Einheitsstaat bildeten, war längst vorbei. Eine eben so folgenschwere Entscheidung fiel 1700, als Ludwig sich in Fontainebleau bereit erklärte, die Krone Spaniens für seinen Enkel, den Herzog von Anjou, anzunehmen. Der Entschluß entfachte einen europäischen Krieg und brachte Frankreich an den Rand des Abgrundes.

Unter der Regentschaft Philipp's von Orleans besuchte Peter der Große Fontainebleau. Er betrank sich auf der kleinen Insel des Karpfenteiches vor dem Schloß mit seinem Gefolge so arg, daß es bei der Abfahrt nicht glatt ging und die Karossen, die den Zaren und seine Höflinge abholten, in einem nicht zu beschreibenden unappetitlichen Zustand am Bestimmungsort ankamen.

Ludwig XV. feierte seine Hochzeit mit Maria Leszcynska, der Tochter des entthronten Polenkönigs, in Fontainebleau. Auch er kam regelmäßig zu den Jagden, blieb aber meist nicht lange.

Im Oktober 1752 wurde im Schloß Rousseaus „Devin du Village“ gegeben. Zu dieser Aufführung erschien der Autor selbst, der die Reise von Genf in einer königlichen Karosse, in Begleitung des Zeäuleins Zell, Grimms und des Abbé Raynal zurückgelegt hatte. In einer Loge wohnte der wenig weltmännische Schweizer in schlechter Kleidung, unrasirt und mit schlecht gekämmter Perrücke, der Vorstellung bei. Ihm gegenüber saß in einer kleinen Loge der König mit Madame de Pompadour. Das Stück hatte großen Erfolg,

trotzdem es schlecht gespielt wurde. Doch soll die Musik gut gewesen sein. Sie hat besonders dem König gefallen, der noch lange die Melodien daraus trällerte: „avec la plus fausse voix de son royaume.“ Rousseau, der sein lintisches Benehmen empfand, war nicht zu bewegen, sich Ludwig dem Fünftehnten vorstellen zu lassen; er reiste ab: in der thörichten Ueberzeugung, durch solche Manierlosigkeit seinen „Stolz vor Königsthronen“ bewiesen zu haben. In Wirklichkeit lachte man ihn aus und er verlor nach diesem fluchtartigen Aufbruch die Penne:, die ihm zugesagt worden war.

Im November arbeitete Voltaire im Schloß an seiner Tragoedie „Semiramis“. Ihm passirte während seines dortigen Aufenthaltes eine unangenehme Geschichte. Er sah beim Spiel der Königin eines Abends hinter dem Stuhl der Marquise du Châtelet der Partie zu. Die Marquise verlor nach und nach vierundachtzigtausend Livres. Da konnte sich der Poet nicht halten und sagte auf Englisch: „Sie haben es hier mit Gaunern zu thun.“ Der Verlust war zwar bei den am Hof üblichen Hasardspielen nichts Außergewöhnliches; doch hatte die Warnung in Anbetracht der Sittenlosigkeit der Zeit auch im Königsschloß ihre Berechtigung. Aber sie wurde von einigen Umstehenden gehört und verstanden. Man beschwerte sich beim König über den respektlosen Dichter; das Gerücht sagte, er werde verhaftet werden. Voltaire fand die Lust in Fontainebleau deshalb zu schwül und floh nach Soeaux zu seiner Protetorin, der Herzogin von Raines.

Im Jahr 1770 kam Ludwig XV. mit Madame du Barry ins Schloß. Diese hoffte dort auf eine Begegnung mit der Dauphine. Marie Antoinette hatte bisher die Favoritin (zu deren nicht geringem Aerger) völlig ignorirt. Bei einer Truppenschau, die Beide mitmachen sollten, wollte man eine Annäherung herbeiführen. Doch die Tochter Maria Theresias fragte vorsichtig, ob Madame du Barry anwesend sein werde. Als die Frage bejaht war, sagte sie: „In diesem Fall wird sie meinen Platz dort einnehmen.“ So unterblieb die von der Wittreife gewünschte Begegnung.

Unter Ludwig dem Sechzehnten weilte der Hof oft in Fontainebleau; doch lichte sich stets das Gefolge auf der Hintreise, da den Kavalieren die Monotonie des Aufenthaltes, während dessen außer der Jagd keine Zerstreungen geboten wurden, zuwider war. Der König verbot deshalb den Hofchargen, sich ohne gewichtigen Grund vom Hoflager, wo immer es sich befände, zu entfernen. Die Etiquette wurde unter dem gutmüthigen Monarchen nicht mehr so streng genommen. Man sah (was hätte Ludwig XIV. dazu gesagt?) jetzt Leute, die nicht von königlichem Geblüt waren, an der Tafel des Königs. Im Jahr 1786 weilte Ludwig zum letzten Mal in Fontainebleau, wo er einen Handels- und Schiffahrtvertrag mit England unterschrieb. Drei Jahre später segten die Stürme der Revolution herein und verschonten auch

das Schloß nicht ganz. Man verbrannte Bilder, goß aus Bronzestatuen Sous, errichtete Freiheitsbäume und stellte Marats Büste in die Schloßkirche. Doch hat diese Zeit der Barbarei hier weniger Spuren hinterlassen als in den anderen königlichen Residenzen.

Während des Ersten Kaiserreiches hielt sich der Papst Pius VII. einige Tage in Fontainebleau als Gast Napoleons auf. Von hier aus reisten Beide gemeinsam zur Krönung nach Paris. Der selbe Papst kam acht Jahre später wieder in das Schloß zurück, wo er achtzehn Monate lang der Gefangene des Kaisers war. Nach dem unglücklichen russischen Feldzug jagte Napoleon bei dem Fürsten von Neuschätel in der Nähe des Schlosses. Als ein Mann rascher Entschlüsse verließ der Kaiser plötzlich die Jagd, erschien unerwartet in Fontainebleau und trat, ohne sich anmelden zu lassen, vor den verblüfften Heiligen Vater. Ueber die Scene, die sich da zwischen Napoleon und Pius abgespielt hat, wurde viel geschrieben; jedenfalls faszinierte die Person des Kaisers den leicht einzuschüchternen und wenig energischen Papst. Napoleon erreichte, was er gewünscht hatte. Einige Tage später unterzeichnete Pius, unter dem Eindruck des kaiserlichen Besuchs, das Konkordat, worin er fast formell der weltlichen Herrschaft entsagte. Zwar nahm der Papst kurz darauf seine Einwilligung wieder zurück; doch der Kaiser nahm von dieser Gesinnungsänderung nicht Notiz und ließ den Vertrag, trotz dem Protest, bestehen. Ein Jahr nachher gab Napoleon seinen Gefangenen frei und ließ ihn, damit Pius nicht in die Hände der Wirten falle, nach Rom zurückführen. Mit dem Kaiserreich ging es zu Ende. Während die fremden Armeen in Paris einzogen, kam Napoleon mit seiner Garde in Fontainebleau an.

Seine Absicht, von dort einen Handstreich auf die Hauptstadt zu machen, wurde vereitelt, da seine Generale dagegen waren. Auch die Verhandlungen mit dem Kaiser Alexander, die den Zweck hatten, dem König vom Rom den Thron zu retten, blieben erfolglos. Es waren bittere Tage, die der so lange vom Glück Vermöhnte in der Einsamkeit des Schlosses verleben mußte. Denn einsam wurde es um ihn. Einer nach dem Anderen verließ den Besiegten, von dem nichts mehr zu hoffen war, um sich in Paris bei den neuen Machthabern eine Stellung zu sichern. Von jedem Einzelnen nahm Napoleon herzlich Abschied; vor jedem tat er, als wenn er den vorgeschügten Gründen zur Abreise und dem Versprechen baldiger Rückkehr Glauben schenkte. In Wirklichkeit mußte er, daß Keiner wiederkehren werde.

Endlich entschloß sich der Kaiser zur Abdankung. Auf dem Tisch, auf dem, noch unleserlicher als gewöhnlich, die historischen Worte der Thronentsagung geschrieben wurden, sind tiefe Krayer eines Federmessers sichtbar. Der gestürzte Caesar hatte seine ohnmächtige Wuth an dem unschuldigen Holz aus-

gelassen, während seine Umgebung dem Jägernden die Feder in die Hand drängte. *)

Ein paar Tage danach versuchte der Kaiser, der schon bei Vielen wieder der „General Bonaparte“ geworden war, sich mit Opium zu vergiften. Der Versuch mißlang. Am zwanzigsten April beschloß er die Abreise nach Elba. Das Bataillon seiner Garde, das ihm gelassen wurde, war bereits dorthin unterwegs. Die Uebrigen ließ Napoleon in dem Schloßhof, der von da an „cour des adieux“ genannt wurde, versammeln. Er hielt an sie noch eine ergreifende Ansprache, küßte die Fahne, umarmte den General Petit, den Kommandeur der Garde, und warf sich dann seuchten Auges in die Karosse, die ihn aus Frankreich führte. Dieses Ende der kaiserlichen Epoche ist wohl das gewichtigste Stück Weltgeschichte gewesen, das die alten Mauern des Valois-Schlusses gesehen haben. Der Traum von der Wiederaufrichtung des Reiches Karls des Großen wurde hier begraben.

Ludwig XVIII., der nach Fontainebleau gekommen war, um die Braut des Herzogs von Berry, Karoline von Neapel, zu empfangen, soll beim Anblick des guten Standes, in dem er das Schloß gefunden hatte, zum Grafen d'Artois gesagt haben: „Wir haben, mein Bruder, einen gewissenhaften Pächter hier gehabt.“ Viel hielt sich im Schloß Louis Philippe auf, durch dessen geschmacklose Restaurationen die Stiltschönheit der Räume manche Einbuße erlitten hat. Der Hof des Bürgerkönigs feierte hier die Trauung Helenens von Mecklenburg mit dem Herzog von Orleans, die zuerst standesamtlich, dann nach katholischem und protestantischem Ritus vollzogen wurde.

Auch während des Zweiten Kaiserreiches sah Fontainebleau viele Feste. Louis Napoleon bezog die Gemächer seines Onkels, die Kaiserin Eugenie die der armen Marie Antoinette. Bemerkenswerthes hat sich dort zwischen 1852 und 1870 nicht zugetragen.

*) Napoleon war von Natur und Charakter eine Herkulesnatur. Im Berathungssaal, mitten in einer wichtigen Erörterung, sah man ihn mit einem Messer oder Krageisen die Lehne seines Stuhles bearbeiten und ihr tiefe Wunden einschneiden. Immer wieder mußte dieser Stuhl reparirt werden: und man konnte stets sicher sein, daß er am nächsten Tag wieder beschädigt sein werde. Um sich eine Abwechslung zu verschaffen, nahm der Kaiser eine Feder und bedeckte alle Papierblätter, die er vor sich hatte, mit dicken Lintenstrichen. Wenn das Papier ganz schwarz war, knitterte es in der Faust zusammen und warf es auf die Erde. Selten ließ er ein feines Werk der Skulptur unbeschädigt aus der Hand. Eines Tages überreichte ich ihm sein Reiterbild, das die Porzellanfabrik in Sevres mit wirklicher Kunst hergestellt hatte. Er stellte es auf einen Tisch und fing an, es zu verhämmeln; zuerst mußte ein Steigbügel, dann ein Bein dran glauben. Als ich sagte, der Künstler würde vor Schmerz sterben, wenn er sein Werk so verunstaltet sähe, antwortete er kalt: „Ein Bißchen Sitt macht das Alles wieder gut“. Wenn er ein Kind liebte, kniff er es, bis es weinte. (Chaptal: Mes souvenirs sur Napoléon.)

Seit dem Sturz der Monarchie blieb Fontainebleau vereinsamt. Präsident Carnot war der Einzige, der hier öfters einige Monate wohnte. Doch paßte die einfache Umgebung des republikanischen Staatsoberhauptes wenig zu der Pracht der Räume, in die eine glänzende Hofhaltung gehört.

Der Anblick des stolzen Baues, dieses stummen Zeugen einstiger monarchischer Prunkentfaltung, bereitet den Demokraten, die heute am Ruher sind, wenig Freude. Denn die Denkmale des viel geschmähten „ancien régime“ sind den Entfeln der „sans culottes“ keine Augenweide. Unter dieser Antipathie haben Versailles und Fontainebleau zu leiden; nur das Allernöthigste geschieht noch für sie. Wären die Königsschlösser nicht zugleich Lehr- und Fundstätten der französischen Kunst- und Kulturgeschichte, Schöpfungen und Sammelstätten nationaler Kunst (die freilich dem Ruhm der Könige diente), so hätten sie längst wohl, trotz allen Historienenerinnerungen, auch das bescheidene Maß von Pietät noch verloren, das ihnen die Dritte Republik entgegenbringt.

Paris.

Erwin Riedinger.

Eigentlich gab es im alten Frankreich vier verschiedene Höfe, die sich mit Bewußtsein von einander fern hielten, nur die unvermeidlichen Beziehungen aufrechterhielten und oft sogar aus kaum verhüllter Feindschaft aufeinander blickten. Der König und dessen Geliebte sind die Mittelpunkte des wahren Hofes, dessen, wo man sich amüsiert, Kunst und Beförderung einheimt und wo deshalb allein Höflinge zugelassen sein wollen. Dann kam eine mehr oder minder alte und altmodische, meist vereinsamte, höchstens von einem dünnen Häuflein Getreuer umringte Königin. Der dritte Hof ist der Kronprinzliche, den die Höflinge, schon weiß auch da gewöhnlich trüb und glanzlos aussah, nur aufsuchten, wenn sie mußten. Der vierte Hof war der stillste. Da lebten die Prinzessinnen, die vorzeitig Alte Jungfern wurden, nur in der Kirche das Heil fanden und, wie ihre Brüder, der Jesuitenjackel gehorchen mußten. Die Geliebte des Königs hatte eine offizielle Stellung. Sie darf nie vom König getrennt werden, begleitet ihn in alle Sommerresidenzen, hat in Versailles eine Wohnung, bezieht eine Apanage und die Minister arbeiten bei und mit ihr. Alles, was zum königlichen Hof gehört, ist, fast ohne Pause, den ganzen Tag um den Monarchen geschaart. Jedes Alltagsereigniß treibt ihm die Höflinge zu: Spiel, Jagd, Theater, Mahlzeiten. Immer ist er von ihnen umringt. Abends hoch gewöhnlich Alles in den Gesellschaftsräumen der Maitresse; da wird geschwätzt und gespielt, ist die Etiquette weniger streng, die Unterhaltung intimer, der ganze Verkehr „aufgedröpfter“. Im Lauf des Jahres siedelt der Haupt Hof in die verschiedenen Residenzen über. Die Daten pflügt der König schon zu Neujahr in seinem Kalender zu notiren. Fontainebleau ist im Herbst an der Reihe. Da giebt's die glänzendsten Feste und die schönsten Jagden; da wird der Hubertustag gefeiert. Aber auch manche Palastrevolution ist dort vorbereitet, manche Intrigue angezettelt und bereitet, oft über Krieg und Frieden entschieden worden. Die Minister und Obersten Hofchargen hatten dort eigene Häuser, die sie aber selbst möbliren und mit allem zum Leben Nöthigen versehen mußten. Wenn das Schloß (dessen Zimmer nur zum Theil bewohnbar waren) keinen Raum mehr bot, wurden die Zugelassenen in der Stadt untergebracht; man schrieb ihre Namen mit Kreide an eine Haus Thür; und Jeder mochte dann sehen, wie er fertig wurde. (Maugras: La cour intime de Louis XV.)

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 675 Direktion.

" 7513 Kasse u. Effektenabteilung.

" 7514

" 7515 Kuxenabteilung.

" 7516

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

Telegramme: Ulrich & Co.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach ein-
schlagenden Geschäfte.**MURATTI**Nur der Stempel „O.Z.“ garantiert für den
Original-Kneifer der Orthozentrischen
Kneifer-Gesellschaft m. b. H. Dieser
Kneifer ist geschützt durch viele Auslands-
patente und D. R. G. M. Alleinverkauf

nur: Orthozentrische Kneifer-Gesellschaft m. b. H., Potsdamerstr. 132.

Vorsicht! nicht Ecke Eichhornstrasse!**Allen die sich matt und elend fühlen,**nervös und energielos sind, gibt Sanatogen neuen Lebensmut
und Lebenskraft. Von mehr als 4000 Professoren und Aerzten
glänzend begutachtet. Zu haben in Apotheken und Drogerien.
Broschüren gratis und franko durch Bauer & Cie, Berlin SW. 48.**Societät Berl. Möbel-Tischler**

Ad. Tilzer, Jerusalemer Kirche 3, Berlin SW.

Möbel für vornehme Wohnungs-EinrichtungenAusstellung stilgerechter Wohn-, Speise- und Schlafzimmer in den neuesten Holzarten.
Lager aller Kunstmöbel, Polstermöbel, Dekorationen.**GRIECHISCHE
HAUTPFLEGE****Prof. Dr. Schleich's
Wachspastenpräparate**

BERLIN SW. 61, Gneisenaustr. 109-110.

Wachspasta Dose von 1,30 M an.**Wachspasta-Seife****Kosmet-Hautcrème** Tube 60 Pf. u. 1,- M.**Wachsmarmor-Seife**

½ Kilo 80 Pf., 1 Kilo 1,50 und 1,75 M.

Für die Reise:**Marmorseife** in Tuben à 60 Pf. macht
Hand- und Nagelbürsten entbehrlich.

Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Parfümerien.

Man erbittet kostenlos Broschüre Z.

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Gebrüder-

Herrnfeld-

Anfang 8 Uhr. Theater. Vorverk. 11-2 Uhr.
57 Kommandantenstrasse 57

— **Allabendlich** —**Das kommt davon!**

mit dem Vorspiel: „Es lebe das
Nachtleben!“ Komödie in 3 Akten
von Anton und Donat Herrnfeld.

Kleines Theater.

Freitag, d. 28. Sonnabend, den 29. Sonntag,
den 30. Montag, d. 31. Dienstag, d. 1./9. 8 U.

2 mal 2 = 5.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten
wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften
Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer
Werke in Buchform, sich mit uns in Ver-
bindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee,
Kodernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Berliner Eis-Palast

Lutherstr. 22/24

Eröffnung

Dienstag, d. 1. Sept. 1908

Grösste Saal-Kunsteisbahn der Welt

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!

Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von
Jul. Freund, Musik von Victor Hollaender
Guido Thielscher a. O., Henry Bander, Fritz
Nassary, Jos. Josephl, Fritz Schenke usw.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Größtes Café der Residenz
Sehenswert.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— **Treffpunkt der vornehmen Welt** —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

S e c e s s i o n

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffnet täglich 9—7 Uhr. Eintritt 1 M. Sonntags von 2 Uhr ab 0,50 Mk.

Ausstellungshallen am
Zoologischen Garten

**Deutsche
Schiffbau-Ausstellung
Berlin 1908**

Juni bis Oktober

Täglich von 10-10 Uhr geöffnet.

Technikum

der freien Hansestadt
Bremen.

Aufnahmebedingungen für alle Abteilungen: Volksschulbildung und praktische Tätigkeit. Junge Leute im Besitze des Berechtigungsscheines überspringen die Vorklasse in Abt. B u. C. Reifezeugnisse von Preußen u. vom Reiche anerkannt.

Abteilung A: Baugewerkschule für Hoch- und Tiefbau.

Alle Tiefbauklassen, Sommer und Winter. 3 aufsteigende Klassen.

Abteilung B: Höhere Maschinenbauschule.

(Oberklasse für allgemeinen und Schiffsmaschinenbau und Elektrotechnik.) Abiturienten anderer Anstalten werden in eine der Oberklassen zur Ausbildung in einer speziellen Fachrichtung aufgenommen.

Abteilung C: Höhere Schiffbauschule.

Abteilung D: Seemaschinistenschule.

Abteilung E: Gasmeisterschule.

Grosses Maschinenbaulaboratorium
mit eigener elektrischer Kraftanlage.

Neues bedeutendes Schulgebäude. Grosse Lehrmittelsammlungen. Programme und Auskunft kostenlos durch die Kanzlei des Technikums.

Der Direktor: Prof. **Walther Lange.**

Fay's ächte Sodener Mineral-Pastillen

Überall zu haben. Preis 85 Pf. pro Schachtel.



Breitw. Scherker & Co. Bremen

Gegen Husten & Heiserkeit.

Geschäftliche Mitteilungen.

Der „Berliner Eis-Palast“, dessen Bau vor mehr als Jahresfrist auf dem früheren Gelände der Gasanstalt an der Luther-, Motz- und Augsburger Strasse von einer Gesellschaft in Angriff genommen und mit vorzüglichem Gelingen durchgeführt wurde, wird nunmehr definitiv am 1. September d. Js. dem öffentlichen Verkehr übergeben werden. In mehr als einer Hinsicht stellt dieser für edelste Bestrebungen sportlicher und Körperkultur neugeschaffene Mittelpunkt im gesellschaftlichen Leben der Reichshauptstadt das grossartigste und vollkommenste auf diesem Gebiete dar. In einer sowohl bautechnisch als dekorativ wundervoll ausgestatteten Halle, welche mit ihren mehrstöckigen Zuschauergalerien nahezu 3000 Personen aufnehmen kann, befindet sich die durch Borsig'sche Kältemaschinen-Erzeugungs-Anlage hergestellte rund 2000 qm umfassende mit allen erdenklichen luxuriösen Bequemlichkeiten versehene künstliche Eislaufbahn, weitaus die grösste der Welt. Im Erdgeschoss sind derselben Restaurants und ein Café, im ersten Stock herrliche Festäle und im zweiten Stock ein orthopädisches Institut nebst Bäder- und Sportausbildungs-Abteilungen angegliedert, während sich auf dem offenen Söller der Dachzinne ein Luft- und Sonnenbad befindet. Dass die Verwaltung im Gegensatz zu den Pariser und Londoner Kunsteisbahnen (Palais de glace und Crystal Palace) nicht nur die Eintrittspreise für den Berliner Eis-Palast sehr mässig gestellt (1.— Mark), sondern auch, um Eislaufvereinen, Schulen, Pensionaten etc. reger Theilnahme zu ermöglichen, sich entschlossen hat, Hefte mit 30 Gutscheinen zu 22,50 Mark abzugeben, beweist den durchaus gemeinnützigsten Charakter des Unternehmens, dass ebensowohl der vornehmen Gesellschaft erwünschte Zerstreuung als auch den Bestrebungen der Körperkultur eine dauernde Heimstätte bereiten soll.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entböhnungserscheinung. (Oline Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinfeld, Bad Godesberg a. Rh.

Modernstes Specialsanatorium. Aller Comfort. Familienleben. Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.

ALKOHOL**Bad Pistyan**

(Pöstyén, Ungarn)

Hervorragendstes Bad der Welt für Gicht und Rheumatismus

Auskunftsstelle: Hungaria-Germania Verkehrsgesellschaft m. b. H.

Fahrkarten - Ausgabestelle der Königl. Ungarischen Staatsbahnen.

Berlin, Friedrichstrasse 73**Dr. Möller's Sanatorium**

Brosch. fr. Dresden-Lochwitz. Prosp. fr.

Dialet. Kuren nach Schroll.**Magnetische Heilpraxis.**

Ausführliche Prospekte gratis und franko.

R. Richter,

Dresden A. 18. Büschelplatz 18.



Interessanter seltener Privatdruck.

Glossarium Eroticum

Linguae Latinae. Neue Erläuterung der Theonomie, Gesetze u. Hochzeitsbräuche bei den Römern. Interpretation u. Bedeutung v. ca. 2000 Ausdrücken z. Verständnis d. Dichter und Ethologen aller, neuer u. neuester Latinität im Original. Von **P. Pierrgues**. 518 Seiten. Quart. Eleg. broch. M. 30.—. In Liebhaberbd. M. 25.—. Die Neuausgabe d. 1826 ersch. berühmten Werkes wird sicherlich allen Liebhabern der klass. Literatur erwünscht kommen. Nur in kleiner numerierter Anzahl in Quartformat für Gelehrte gedruckt.

Ausführliche Verzeichnisse üb. kultur- und sitzungsgeschichtl. Werke gratis u. franko. **H. Barsdorf**, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Fort mit der Feder!Schreibt Du mit Feder noch so gut, weit besser schreibt die Liliput.

Die neuen

LILIPUT-Schreibmaschinen

sind das Schreibwerkzeug für jedermann.

Modell Minima Preis M. 25.—**Modell A.** Preis M. 38.—**Modell Duplex** Preis M. 48.—

1 Jahr Garantie.

Auf Wunsch lief. wir unsere Liliput-Schreibmaschinen ohne Kaufzwang zur Probe. Zahlungserleichterungen gestattet.

Sofort ohne Erlernung zu schreiben. Keine Weichgummitypen. Alle Arten von Ver- vielältigung. Geeignet für alle Sprachen durch einfache Auswechslung der Typenräder. Reisemaschine, da nur 3 kg Gewicht. Beste Korrespondenzmaschine all. Systeme i. bill. Preislage. Glänzend Anerkennung. Prospekte u. Schriftproben kostenlos von

Deutsche Kleinmaschinen - Werke

m. b. H.

München 21, Lindwurmstr. 129-131. Zweigniederlass. in Berlin und Hamburg. **Münchener Ausstellung 1908**: Halle II, Raum 158 und öffentl. Schreibe- bureau neben dem kgl. Ausstellungs-Postamt. (10 Liliput in Betrieb) Wiederverkäufer überall gesucht.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs - Verein in Stuttgart.

Auf Gegenseitigkeit

Gegründet 1875

Unter Garantie der Stuttgarter Mit- und Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.
Kapitalanlage über 50 Millionen Mark.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung.

Vertreter
überall
gesucht!

Gesamtversicherungsstand: 740000 Versicherungen.
Zugang monatlich ca. 5000 Mitglieder.
Prospekte und Versicherungsbedingungen, sowie Antrags-
formulare kostenfrei.

Bezugnahme
auf dieses Blatt
erwünscht!

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Dilat.; milde Wasserkur; elektrische und Lichtbehandlung; seelische Beeinflussung; Zanderinstitut, Röntgenbestrahl., d'Arsonvalisation; heizbare Winterluftbäder; behagliche Zimmereinrichtung; Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskranke. Illustrierte Prospekte frei.
Chefarzt Dr. **Loebell.**



Deutsche Seemanns- Schule

Hamburg-Waltershof

Praktisch-theoret. Vorber-
eitung u. Unterbringung
seelustiger Knaben
Prospect durch die Direktion.

Elektrische Kuren

eine Reform-Naturheilkunde
Sommer- u. Winterkuren
Prospekte gratis und franco
J. G. Brockmann
Dresden A3, Musikstrasse 1.

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-
Nerven-System des Menschen und dessen
Auffrischung und Kräftigung durch ein er-
probtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche
geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel,**
Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

Stottern

heilt d. schwierigst. Fälle
Garantie nach Wunsch.
C. Buchholz,
Hannover 2, Nordstr. 14

Töchterpensionat Biebrich a. Rh.

Wissenschaftl. Ausbildung und Haushalt-
Wahlreife Kurse. Pension 100 M. monatlich
Prospekte durch die Vorsteherin.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Diabetes-Bauer

Koetzschenbroda-Dresden.
Sommer- und Winter-Kuren.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur
Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.
Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst
und Musik, Leipzig 61.



Photographieren Sie,

wie es Dr. Vogels Taschen-
buch den Anfänger lehrt. Ich
über 60000 Exempl. verbreitet.
M. 2,50. Verlangen Sie Probeheft der
Amateurzeitschrift „Photograph. Mit-
teilungen“ vom Verlage
••••• Gustav Schmidt, Berlin W 10.

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnhöfe Warmbrunn-Schneeberghaus 12, 27.
Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhöfe)

für chronische innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenzen. Zustände
Diätetische, Braun- u. n. Erziehungskuren,
Für Erholungsuchende, Wintersport.
Nach allen Errungenschaften der
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,
nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe
450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres
Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt da-
selbst oder Administration in
Berlin S.W., Mückersstrasse 118.

Henkell Trocken



Die Flasche bezeichnet: Hb. Köslg. Stud von G. Straßer in Berlin.